P. o. germ. 1768 x (1 Klopfer

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— M. 10 ₰

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping)
16. Maximiliansplatz 16.

Für buchhändlerische Aufträge empfiehlt sich die
J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping)
29. Kaufingerstraße 29.

roth 392

39071

<36620219450013

<36620219450013

Bayer. Staatsbibliothek

Bruder Roderich.

Roman in zwei Bänden

von

Carl Ed. Klopfer.

Alle Rechte vorbehalten.

J. Lindauer'sche ... bibliothek ... München ... 16

Mannheim.
Druck und Verlag von J. Bensheimer.
1895.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Erster Band.

J. Lindauer'sche
...bibliothek
München ...pl. 16

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

I.

Der Rostocker Personenzug traf mit einer bedeutenden Verspätung in Neustrelitz ein. Hier erwartete ihn der Zug von Stralsund, der die Passagiere nach Berlin bringen sollte. Es blieb kaum eine halbe Minute zum Umsteigen.

Wie Schiffbrüchige nach einem rettenden Boot, stürzte die Menge über den Perron. Die Bahnhofsglocke bellte, man rief sich zu, einzelne Paare, die im rücksichtslosen Gewühl getrennt worden waren, zeterten, und dazwischen schrieen die auf- und niederrennenden Schaffner eine gänzlich überflüssige Mahnung zur Eile. Die Wagenabtheilungen wurden im Nu erstürmt, krachend flogen die Thüren zu, die Signalpfeifchen schrillten — da sprang noch im äußersten Moment eine junge Dame vom Trittbrett eines Waggons, in dem sie jemand vergeblich gesucht zu haben schien.

„Papa! Papa!“ rief sie angstvoll und lief die Wagenreihe hinab, im herrschenden Lärm, in ihrer

Erregung völlig verwirrt, so daß sie den alten Herrn — offenbar den gesuchten „Papa“ — garnicht bemerkte, der sich aus einem Wagenfenster dicht hinter der Lokomotive herausbeugte, mit Hut und Schirm hinter ihr herwinkte und mit dem Schaffner stritt, weil der ihm die Thür nicht mehr öffnen wollte.

„Papa! Papa!“

„Nanu — schwupp, man 'rin oder Se bleiben zurück!“ schnarrte sie die militärische Stimme eines Schaffners an, und ehe sie noch protestieren konnte, machte der Mann kürzesten Prozeß, indem er das zierliche Figürchen um die Taille faßte und wie ein Gepäckstück in eine rasch geöffnete Abtheilung des letzten Wagens hinein-„schwuppte.“

Der letzte Schrei nach dem „Papa“ wurde vom gellenden Pfiff der Lokomotive verschlungen — der Zug setzte sich in Bewegung . . . .

„Beruhigen Sie sich nur, mein Fräulein! In der nächsten größeren Station wird Ihnen die Vereinigung mit dem Herrn Papa ermöglicht werden.“

Erst jetzt sah sich die Kleine in dem rasch dahinrollenden Raume um. Es war ein Halbcoupé zweiter Klasse. Der Mann, der von der anderen Fensterecke her jenen Trostspruch spendete, vermehrte anfangs nur ihre Aengstlichkeit. Sie wagte ihm kaum einen Seiten-

blick zuzuwerfen — den Blick eines verschüchterten Kindes. Allmählig aber gab sie die mißtrauische Reserve auf. Der unbekannte Reisegefährte hatte etwas sehr Vertrauenerweckendes in seinem Aeußeren: Distinktion, Würde und eine ernste Ruhe, die den kaum Dreißigjährigen auf den ersten Blick weit älter erscheinen ließ. Sein flüchtiges Lächeln war nicht fade oder unternehmend, wie es sich bei manchem Anderen in dieser Situation gezeigt hätte; es kam darin vielmehr eine Art von Wohlwollen zum Ausdruck, die nicht anders als väterlich hätte genannt werden können.

„Die Sache ist sehr einfach, mein Fräulein. Wenn der Schaffner Ihr Billet zu coupiren kommt, wird er sich in Aussicht auf ein Trinkgeld gern bereit finden lassen, Ihren Herrn Vater von Ihrer Anwesenheit im Zuge zu verständigen und ihn dadurch zu beruhigen. Sie brauchen ihm nur den Namen zu nennen. Es kostet ihm dann weiter keine Mühe, auf seinem Kontrollgange in jedem Wagen nach dem betreffenden Herrn zu fragen."

Das war einleuchtend. — „Ich danke," lispelte sie verschämt und drückte sich in die diesseitige Ecke — so zaghaft, als griffe sie, indem sie auf der einzigen Polsterbank Platz nahm, in die Rechte des bisher alleinigen Insassen ein. Dieser lehnte sich nach einer

leichten Verneigung auf seinem Sitz zurück und wandte seine Aufmerksamkeit dem herrlichen Maienhimmel zu der frischgrünen, lachenden Flur, die das Dampfroß durchjagte.

Es schienen jedoch keine heitern Gedanken zu sein, die seinen Geist beschäftigten. Ueber der Wurzel der kühnen Nase zeigte sich eine strenge Falte, und die Lippen zogen sich ein, sodaß sie unter dem dichten, dunkelbraunen Vollbart fast gänzlich verschwanden.

Das Fenster an seiner Seite war nur bis zur Hälfte herabgelassen. In der blinkenden Scheibe spiegelte sich das Köpfchen der Coupégenossin ab. Eine verstohlene Bewegung dieses Köpfchens lenkte den traumverlorenen Blick des jungen Mannes auf das Spiegelbild. Er sah sich beobachtet.

Die Kleine hatte sich die Spuren der Thränen von den rosigen Wangen gewischt und die hellen Kinderaugen mit scheuer Neugier auf den Nachbar gerichtet, von dem sie annehmen konnte, daß er ihr nicht die geringste Beachtung schenke. Es hätte keiner besonders tiefen Menschenkenntniß bedurft, um diesem naiven Kinde seine Gedanken vom Gesichte abzulesen:

Ein interressanter Mensch — ein Gentleman! Ob er ein Ausländer ist? — Wie düster er dreinsieht! Ist sein Schweigen zarte Rücksicht oder — findet er

mich zu unbedeutend, um mit mir zu plaudern? Uebrigens weiß ich denn überhaupt, ob es mir nicht lieber sein kann, wenn er nichts redet? Was sollte ich denn diesem — wildfremden Menschen antworten?

Die Beobachtungen von seiner Seite waren etwas — sachlicher!

Ein nettes Figürchen, ein herziges Gesicht, dürfte sich in ein paar Jahren zu einem prächtigen Geschöpf entwickeln. Was sie inzwischen so gut kleidet — und sich im Getriebe der Welt leider wahrscheinlich verlieren wird — das ist das Gepräge des Ursprünglichen, Unverkünstelten in ihrem Wesen. — Wie viel Lenze mag diese aschblonde Puppe zählen? Höchstens siebzehn...

Jetzt erschien der Schaffner, derselbe, dessen energischem Zugreifen die Kleine ihren Sitz in diesem Halbcoupé verdankte. Sein bärbeißiges Kommißgesicht brachte ihre kaum gewonnene Fassung wieder in bedenkliches Schwanken.

„Meine Fahrkarte hat ja der Papa,“ stotterte sie „und ich weiß nicht . . . .“

Der „interessante Mensch“ fing ihren hilfesuchend zu ihm hinüberirrenden Blick auf und erhob sich, um näher zu treten. Mit schätzenswerthem Geschick und einer Betonung, die den Exfeldwebel zu einer weit respekt-

volleren Haltung veranlaßte, verfocht er die Interessen seines nothgedrungenen Schützlings.

„Meinetwegen“ schmunzelte schließlich der Schaffner. „Wie heißt also der Papa von das Fräulein?“

„Fragen Sie nach Professor Dönemann, wenn ich bitten darf,“ entgegnete das Mädchen mit einem Seufzer der Erleichterung.

„Schön, ick werde ihm verständigen! In Gransee haben Se dann Zeit, in's Kubeh des Herrn Professors überzusteigen. — 'n Morgen!“

Der Schaffner salutierte und verschwand.

„Nun ist ja alles in Ordnung. Binnen kurzem sitzen Sie glücklich an der Seite des Herrn Papas.“

„Ja. — Nochmals besten Dank, mein Herr!“

Er lehnte höflich ab; es gereiche ihm zum Vergnügen, wenn er ihr einen Dienst habe erweisen können.

Die Kleine schien sich nun nicht mehr so unbehaglich zu fühlen. Sie lächelte ihrem Beschützer traulich dankbar zu, sodaß er sich berechtigt hielt, das angebahnte Gespräch in Gang zu erhalten. Er lehnte sich ihr gegenüber leicht an die freie, von den breiten Aussichtsfenstern durchbrochene Längswand des Coupés.

„Pardon,“ unterbrach sie ihn nach den ersten Worten, wieder mit ihrem reizenden Erröthen, „wenn ich mich nicht täuschte, so — so spürte ich Tabaksrauch,

als ich hier einstieg. Ich bitte, sich durch mich nicht abhalten zu lassen. . . . ."

„O nicht doch! Meine Cigarre war auch schon zu Ende. — Wir haben eine angenehme Fahrt, nicht wahr? Und da ist ein kleines Mißgeschick wie das Ihre bald vergessen."

„Ach, es ist auch nicht mehr meinetwegen — ich fürchte nur, Papa wird sich noch ängstigen. Er ist so besorgt um mich."

„In der That?"

„Sie können sich kaum einen Begriff davon machen." — Jetzt erschienen ein Paar schalkhafte Grübchen in ihren rosigen Wangen und das süße Mäulchen thaute immer mehr auf. „Papa wollte mich nicht mit Mama vorausreisen lassen, sondern mich an seiner Seite behalten. Und nun —? Haha! Mama wird ihn hübsch auslachen, wenn sie unser Reiseabenteuer erfährt."

Und nun plauderte der Schelm so munter und unbekümmert wie ein Kind, dessen Zutrauen man zu erwerben verstanden hat. Es war wahrhaft herzerfrischend, ihr zuzuhören. Der Mann ließ sie beinahe ganz allein reden und beschränkte sich auf kurze Einwürfe hie und da, die den leichten Fluß ihrer Rede nur zu befördern geeignet waren. Aber so überraschend

sie sich auch aufheiterte, er blieb immer in der beobachtenden Reserve eines gereiften Mannes. Er studierte mit Künstlerinteresse eine seltene Natur. Zuweilen schien es sogar, als streife ihn nur ganz oberflächlich der Reiz dieser hellen Mädchenstimme, während er insgeheim fernabliegenden, ernsteren Gedanken folgte, die wie Wolkenschatten an ihm vorüberzogen.

Ueber den Professor Dönemann erfuhr er, daß er bisher an der Hochschule von Rostock doziert habe und nun einem Ruf an die Berliner Universität gefolgt sei. Die Mama war schon vor einigen Tagen nach dem neuen Domizil abgereist, um die ersten Einrichtungen daselbst zu leiten, und der Herr Professor befand sich mit dem einzigen Sprossen seines idyllischen Eheglückes eben auf dem Wege dahin.

„Ich — langweile Sie wohl mit meinem Geschwätz?“ unterbrach sie sich plötzlich, nun wieder sehr verlegen, als ihr seine zerstreute Miene zum Bewußtsein brachte, daß sie sich doch einem „Wildfremden“ gegenüberbefand.

Er fuhr aus seinem Brüten empor. „Wie können Sie nur denken —! Nein, ganz aufrichtig, mein Fräulein, Sie bereiten mir wirkliche Freude. Es ist, als gingen glückerweckende Sonnenstrahlen von Ihrem Wesen aus. — O, sehen Sie mich nicht gleich wieder

so argwöhnisch an, wie zu Anfang unserer, dem Zufall gedankten Bekanntschaft! Ich sage Ihnen keine Galanterien."

„Verzeihen Sie! Es war auch nicht darum. Ich schäme mich, daß ich Sie eben gerade — nur zu viel als einen längst Bekannten betrachtet habe — ich weiß nicht, wie das kommt . . ."

„O, fügen Sie jetzt dem naiven Ausdruck Ihres Gemüthes nicht die Erwägungen einer landläufigen Konvenienz an! Sie können sich dieser überhaupt nicht spät genug unterwerfen. — Aber Sie erinnern mich, daß es mir zukommt, Ihnen auch meinen Namen zu nennen, nachdem ich bereits den Ihren kenne."

Er zog ein Ledertäschchen hervor und überreichte ihr eine Karte, die sie ohne Dank empfing, wie ein Ding, von dem sie nicht wisse, ob sie es annehmen dürfe oder nicht. Sie getraute sich auch nicht gleich den Blick darauf zu werfen, so sehr sie eine natürliche Wißbegierde dazu treiben mochte. Sie hielt es für schicklich, nun auch nach seinem Woher und Wohin zu fragen.

„Sie kommen nicht von Rostock, wie wir, mein Herr?"

„Nein, von Stralsund — oder vielmehr von Bergen."

„Sie sind aber doch auf einer Vergnügungsreise nach Berlin, nicht wahr?"

Ihre Miene zeugte einige Enttäuschung, als er verneinte; leise, mit einem halb unterdrückten Seufzer, wie ihr däuchte.

„Weder das eine noch das andere. Ich befinde mich auf keiner Vergnügungsreise, und mein Weg führt mich heute noch weiter, gegen Straßburg zu."

„Ah! — Freilich, es war kindisch, wenn ich mir einbildete, Sie müßten just eine Ferientour in die Heimath machen — aber man gefällt sich doch immer in so müßigen Vermuthungen und Kombinationen — ich wenigstens."

Er lächelte wehmüthig und fuhr sich mit einer eigenthümlichen Gebärde durch das reiche Braunhaar. Seine Stimme klang gepreßt.

„Es würde Ihnen schwer gefallen sein, mit Ihren Muthmaßungen das Richtige zu treffen. Ich eile — an das Sterbebett meiner Mutter."

Sie sah erschreckt zu ihm auf; der Ausdruck des Bedauerns blieb ihr in der Kehle.

„Wie traurig! hauchte sie erst nach geraumer Zeit. Dann setzte sie hinzu: „So reisen Sie aber doch — nach Hause?"

„Nach Hause? Eigentlich nein."

„Wie?“

„Ich habe Mutter und Bruder — aber kein Heim. Das können Sie nicht recht begreifen? Wohl Ihnen darum!“

Sie faltete die Hände nud sah ihn mit großen Augen an, in denen es feucht zu schimmern begann; sie dachte offenbar an ihre Eltern und verglich ihre Lage mit der seinen.

„Sie sind wohl sehr unglücklich?“ fragte sie aus warm überquellendem Herzen.

„Ich weiß nicht — ich glaube nein, wenigstens nicht so, wie Sie sich's denken mögen. Ich habe ja auch mein Zuhause nicht verloren, sondern ein solches nur — niemals besessen. Die Folgen dieses Mangels merkt man erst später, und da hat man eigentlich keine Zeit mehr, sich darum positiv unglücklich zu fühlen. Das Leben in der großen Welt verhärtet uns ja so schnell! Wir spüren die Leere in unserem Innern nur wie der Bewußtlose seine Wunde, nach der er ab und zu mechanisch tastet. Aber — ein eigenes Ding ist es doch, wenn uns der Tod eine Mahnung schickt . . .!“

Er brach ab und sah eine Weile zu Boden, ehe er aufs neue begann — halblaut, in abgerissenen Sätzen, als spräche er mehr zu sich selber.

„Man wird da plötzlich sehend — vielleicht sogar

zu phantastisch sehend; der jahrelang genährte Trotz verflüchtigt sich mit einemmale, so daß wir garnicht begreifen, wie wir so lange damit auskommen konnten. — Und doch wüßte ich nicht zu sagen, was mich jetzt mit dem Gefühl des in Reue zerknirschten Sünders erfüllt. Denn wer weiß, welcher Empfang meiner wartet! Ich fürchte, man ruft mich nur zu einer bloßen Ceremonie. Aber ich kann meine wachsende Sehnsucht nicht mehr wegleugnen, diese Sehnsucht nach dem Heimathbesitz, nach der erwärmenden Umgebung guter Menschen, mit denen mich die Bande des Blutes verknüpfen."

Es entstand jetzt eine längere Pause. Die Professorstochter wagte nicht, dieselbe zu unterbrechen; sie hätte keine Worte gefunden, die ihr nicht banal erschienen wären. Sie sah auf die Karte nieder, die sie im Schooß hielt. „Roderich von Hünold, Maler", stand es da in lithographierter Schrift, und unten am Rande: „London."

Ein hübscher Name! Und ein Künstler also!

Plötzlich erinnerte sie sich, von ihm erst unlängst gelesen zu haben. Ganz bestimmt, er mußte der Autor des Gemäldes „Die Nornen" sein, das vor kurzem in der Presse so eingehend besprochen und gerühmt worden war. Besonders war ihr der Satz erinnerlich

von dem jungen deutschen Künstler, der im Auslande, im „nebeligen England“ seinen „eigenartigen, halb nordisch schwermüthigen, halb südlich dämonischen Schöpfungen“ lebe.

Welch ein interessanter Mann! . . .

„Und gedenken Sie später wieder nach England zurückzukehren, Herr — von Hü — nold?“

„Das hängt eben von den Dingen ab, denen ich jetzt mit Bangen entgegengehe. Ich wünsche aus ganzem Herzen, daß mir wieder wohl werde auf dem deutschen Boden, den ich bisher in meinen, wie ich jetzt erkenne, wohl allzu weit ausgreifenden Groll mit einbezogen habe. Als ich mich da vor vierzehn Tagen zum vermeintlichen Sommeraufenthalt auf Rügen festsetzte, da folgte ich vielleicht schon einem unbewußten Drange.“

„Sie waren lange im Auslande?“

„An zehn Jahre, von denen der größere Theil einem schweren, schweren Kampf ums Dasein gewidmet war. Ich habe zwischen kalten, feindlich fremden Gesichtern gelebt. Aber ich wollte es so. Ich habe mich des Umganges mit freundlichen Menschen fast völlig entwöhnt. — Wissen Sie, daß ich erst jetzt, durch meine Begegnung mit Ihnen erkenne, was ich vor allem so lange entbehrte? Die Frauenseele.“

„Ei, das ist ein schlechtes Kompliment für die Brittinnen."

Er lachte kurz auf. „Ich will den englischen Damen nicht unrecht thun. Es ist nur meine Schuld, daß ich da drüben nicht warm werden konnte. Nun spüre ich erst, daß mir dort keine eigentliche innere Entwickelung wurde. Jetzt aber erfüllt mich die Ahnung, daß ich vor der entscheidendsten Wendung meines Schicksals stehe. Wie es kommen wird — wer weiß es? Die eisige Hülle, in die ich mich bisher eingesponnen habe, ist jedenfalls gesprengt, mein Herz ist offen — — bewahre mich nur Gott vor einer Täuschung des frommen Glaubens, der sich in den letzten Tagen in mir aufbaute! Es würde mich vergiften."

Sein Ton erschütterte sie, obgleich sie den Sinn der Worte kaum verstand. Ihre Bewegung brachte ihn zur Besinnung. Seine düstere Miene heiterte sich auf.

„Vergeben Sie mir, mein Fräulein! Ich tische Ihnen da ungereimtes Zeug auf. Halten Sie es dem Träumer zu gute, der sich in langer Einsamkeit gewöhnt hat, zuweilen laut zu denken."

Er lenkte nun das Gespräch auf heitere Dinge, und zwar mit einer Gewandtheit, die bei dem „in langer Einsamkeit träumenden" Manne in Erstaunen

setzen konnte und jedenfalls ein Beweis von jener vornehmen Erziehung war, die, wenn sie schon das Herz kalt läßt, doch dem äußeren Menschen von Haus aus den Stempel gefälliger Lebensart aufdrückt.

Fräulein Dönemann jedoch hätte gerne noch mehr von den Lebensverhältnissen des Künstlers erfahren und wußte mit dem angeborenen Geschick der Evastochter auf dieses Thema zurückzukommen. Hünold erzählte denn auch ganz leichthin, daß er in Mainz geboren und nach dem deutsch-französischen Kriege als dreizehnjähriger Knabe mit der Mutter und deren zweitem Gatten nach Straßburg gezogen sei, wo der Stiefvater Handelsverbindungen unterhalten habe. Nach absolviertem Gymnasium habe er in Karlsruhe die Kunstschule besucht — bis zu seiner Abreise nach England. Aber über die eigentlichen Gründe zu dieser Reise eilte er hinweg; er schien seiner jungen Gefährtin die nähere Schilderung unerquicklicher Episoden ersparen zu wollen. In London hatte er anfangs deutschen Sprach- und Zeichenunterricht gegeben und sich kümmerlich durchgebracht, bis es ihm gelungen war, ganz aus eigener Kraft die hohen, künstlerischen Ziele zu erklimmen, die ihm schon in zartem Alter vorgeschwebt hatten und die — wie seine andächtige Zuhörerin vermuthete

— zum Theil wohl ebenfalls an dem späteren Konflikt mit seiner Familie schuld gewesen waren.

In dem anregenden Gespräche achtete die Kleine kaum auf das mehrmalige Anhalten des Zuges. Da war es ihr eine Ueberraschung, und zwar eine keineswegs willkommene, als man in die Station einfuhr, die die lauten Rufe der Schaffner als Gransee bezeichneten.

Hünold zog die Uhr. „Wahrhaftig, da sind Sie zur Stelle, mein Fräulein! — Wie doch die Zeit vergangen ist!“

Sie erhob sich mit einer unverhohlenen Schmollmiene, da riß der Schaffner auch schon die Thür auf.

„So, da sin' mer! Der Herr Professor wartet schon auf das Fräulein. Bitte, sich zu beeilen!“

Die Angerufene nickte, dann wandte sie sich an den Maler. Einige Abschiedsworte von beiden Seiten, ein flüchtiger Händedruck — und sie trennten sich mit dem Bewußtsein, sich nun wieder fremd geworden zu sein.

Hünold sah der Enteilenden nicht einmal nach. Er machte sich's wieder in seiner Fensterecke bequem und steckte sich mit vieler Umständlichkeit eine Cigarre an. Als sich der Zug aufs neue in Bewegung setzte

nahm er mit einem letzten Gedanken von der improvisierten Reisebekanntschaft Abschied:

Es ist doch absonderlich, wie ich dazu kam, vor diesem Backfisch meine Schmerzen auszukramen. Und ich galt doch immer als verschlossen, besonders den Weibern gegenüber. Ist es die Erschütterung der letzten Tage oder der Wiedereintritt in die Region der vaterländischen Sentimentalität, was mich so kindlich weichmüthig gemacht hat? . . . .

Um die Mittagsstunde brauste der Zug in die Riesenhalle des Stettiner Bahnhofes in Berlin hinein.

Als sich Hünold im geräuschvollen Gewimmel nach dem Ausgange begab, blendete ihn ein heller Handschuh, der ihm winkte. Er sah zur Seite und erblickte die kleine Dönemann, die ihm zulächelte und den würdevollen Papa Professor, dessen Arm sie hielt, auf die Erscheinung des liebenswürdigen Reisegefährten zwischen Neustrelitz und Gransee aufmerksam machte. Hünold zog respektvoll grüßend den Hut, ohne jedoch stehen zu bleiben. Er bemerkte nicht einmal den umflorten Blick, der ihm noch lange im Gedränge nachfolgte.

II.

Todesstille herrschte in dem großen Zimmer, in dem die dicht zusammengezogenen Gardinen jedem Sonnenstrahl den Eingang wehrten. Lautlose Schatten glitten über den dicken Teppich, der die Schritte verschlang: es waren die Dienstboten, die ab und zu gingen, den Anordnungen des eben fortgegangenen Arztes zu entsprechen. Das riesige Himmelbett mit den schweren Ripsvorhängen inmitten des verdunkelten Gemaches erschien fast wie ein Katafalk, und da man die Kranke, um die sich der ganze düstere Apparat drehte, nicht sah, so machte diese Scenerie einen doppelt unheimlichen Eindruck. Das regelmäßige Ticken der Wanduhr schien hier ein besonders eindringliches Mahnzeichen der unerbittlerlich vorwärtsschreitenden Zeit.

Jetzt durchzitterte ein leises Aechzen die schwüle Luft, man hörte das Wasser von einer Kompresse in ein unsichtbares Becken rieseln, noch ein paar schwere Athemzüge — dann blieb es wieder still wie zuvor.

Nach einer Weile löste sich eine mittelgroße Gestalt aus der gähnenden Finsterniß und schlich zu der Portiere, die in das Nebenzimmer führte. Dort spielten die grellen Strahlen der Maiensonne. Der junge Mann mußte für ein paar Sekunden die Hand vor die Augen halten, ehe er an eines der offenen Fenster treten konnte, die auf den großen, im frischgrünen Lenzschmuck prangenden Vorgarten hinaussahen. Von diesem Salon der schloßartigen Villa genoß man den herrlichsten Ausblick über die vom Rhein flankierte Flachlandschaft bis zu den nordwärts im blauen Nebelduft verschwimmenden Thurmspitzen des Straßburger Münsters. Der Gegensatz zwischen dem eben verlassenen Krankenzimmer und dieser erquickenden Fernsicht ließ den Seufzer der Erleichterung begreiflich erscheinen, der da die Brust des Jünglings schwellte.

Einige Minuten später wurde abermals ein leichter Schritt auf dem spiegelblanken Parquett des prächtig möblirten Salons vernehmbar. Bei dem Geräusch wandte sich der junge Mann um — nach einer Mädchenerscheinung, die in einem knappen, schwarzen Wollkleide und einer einfachen, weißen Hausschürze den Eindruck äußerster Schlichtheit machte.

„Du siehst nach dem Wagen aus, Gilbert? Er muß gleich hier sein.“

Der Angeredete nickte stumm und kehrte sich wieder dem Fenster zu; auf seinen Wangen lag die Röthe der Erwartung. Das Mädchen verließ das Zimmer, sich im Vorbeigehen vor dem großen Pfeilerspiegel den kunstlosen Knoten fester steckend, der die widerspenstige Fülle ihres rabenschwarzen Haares im Nacken festhielt.

Nach einiger Zeit kam sie wieder herein, ein kleines Tablett mit einem Glase Fruchtsaft in den weißen, schöngeformten, aber gleichwohl kräftigen und der Arbeit augenscheinlich nicht ungewohnten Händen. Diesmal blieb sie nicht stehen, sprach auch keine Silbe, doch ihr kluges, dunkles Auge heftete unter den halbgesenkten, langen Wimpern einen forschenden Blick auf den noch immer unbeweglich am Fenster Stehenden, ehe sie zwischen der geräuschlos zusammenfallenden Portiere des Krankengemaches verschwand.

Da erscholl Pferdegetrappel von der Hauptstraße des Villendorfes her. Gilbert richtete sich gespannt auf.

„Da ist er!" flüsterte er, an dem dunkelblonden Schnurrbärtchen zerrend, das seine jugendfrischen Lippen zierte.

Er trat vom Fenster weg und schlüpfte in das Krankenzimmer zurück.

Während unten in der Einfahrt der Koffer vom Wagen gehoben wurde, sprang der Ankömmling in großen Sätzen die Treppe empor.

„Willkommen, junger Herr! — Guten Tag, Herr von Hünold!“ begrüßte ihn die Dienerschaft, mit bedeutsamen Blicken und jenem gedämpften Ton in der Stimme, der auf beängstigende Ereignisse im Hause schließen läßt.

Hünold erwiderte die Grüße der Leute, von denen ihn mancher noch kannte, nur mit einem Kopfnicken und einer kurzen Gebärde, die besagen wollte: Schweigt still! Ich weiß schon. Haltet mich nicht auf!

„Gott grüß' Dich, Roderich!“ rief ihn oben im Salon eine halblaute, tiefbewegte Stimme an. Es war die des brünetten Mädchens, das ihm entgegengeeilt war.

Er sah sie einen Augenblick wie geistesabwesend an.

„Wo?“ kam es als schwerer Seufzer aus seiner Brust, in dem sich seine von Minute zu Minute gesteigerte Bewegung Luft machte.

Das Mädchen zog die kühn geschwungenen Brauen zusammen, in ihren Augen blitzte ein eigenthümliches Licht auf, dann legte sie die ohnedies mit einer gewissen

Herbheit gezeichneten Lippen noch fester aufeinander und zeigte kurz und wortlos nach der Portiere.

Eine mächtige Erschütterung ging durch Hünolds jugendlich elastischen Körper, als er, die Vorhänge mit beiden Händen theilend, in das nächtige Gemach blickte. Er glaubte im ersten Momente, er käme bereits zu einer Aufbahrung. Wie eine eisig kalte Hand griff der Gedanke an sein Herz, daß da schon „alles aus“ sei, daß er nur mehr eine Leiche sehen, daß er die letzten Worte der Dahingegangenen versäumt haben sollte, die letzten Worte seiner Mutter. . . .

Er zog den Athem an und näherte sich behutsam dem großen Himmelbette. Zwei Gestalten huschten wie Fledermäuse an ihm vorbei: die beiden Zofen, die es für geboten hielten, den zurückgekehrten Sohn mit der sterbenden Mutter fürs erste allein zu lassen.

Sein Auge hatte sich allmählig an die Dunkelheit gewöhnt. Er sah das geisterbleiche Haupt der Kranken in die hochaufgeschichteten Kissen gebettet, die geschlossenen Augen tief eingesunken, die welken Lippen mühsam und unregelmäßig athmend Es war, als streiche schon der erkältende Hauch des Würgengels über dieses Lager hin.

Leise, leise that Roderich den letzten Schritt heran. Er ließ sich auf die Kniee nieder und senkte den Kopf

auf den Bettrand, daß seine Stirn die magere, wachsgelbe Hand auf der Steppdecke fast berührte.

Nach einigen Sekunden fühlte er sich leicht an der Schulter gefaßt. Er drehte sich um und sprang mit einem Ruck empor, als er die Gestalt erkannte, die herzugetreten war: Gilbert. Roderich stieg das Blut in die gebräunten Wangen, als ob er sich auf einer beschämenden Schwäche ertappt gesehen hätte; in dem Blicke, mit dem er den vor ihm Stehenden betrachtete, lag eine große Frage.

Auch Gilbert zeigte eine gewisse Unsicherheit in seiner Haltung. Plötzlich umschlang er mit ungestümer Bewegung den Nacken des Andern und küßte ihn einigemale auf die bärtigen Lippen.

„Roderich, Roderich!“ war alles, was er mit leiser, von Schluchzen erstickter Stimme hervorbringen konnte.

Roderich grub die Finger in das weiche Lockenhaar des Bruders und erwiderte seine Küsse auf Stirn und Mund.

Es ist etwas unendlich Trauriges um ein Familienzerwürfniß, das die Mutter vom Sohne, den Bruder vom Bruder trennt! Es läßt mehr Bitterniß in den Herzen zurück, als alle Feindseligkeiten von sonst irgend einer Seite.

Als die erste Erregung zwischen den versöhnten Brüdern vorüber war, wandte Roderich den Kopf mit einer fragenden Bewegung nach dem Krankenlager zurück. Gilbert nickte betrübt.

„Meine knappen Zeilen, die Dir, wie ich aus Deiner Depesche erfuhr, von Landon nach Rügen nachgesandt werden mußten, sagten Dir schon die ganze fürchterliche Wahrheit. Der Arzt meint, es könne im günstigsten Falle nur mehr zwei oder drei Tage dauern.“

Roderich senkte schweigend das Kinn auf die Brust. Sein Blick irrte zwischen der Mutter und dem Bruder hin und her.

„Lassen wir sie schlummern!“ flüsterte er dann bewegt. „Wer weiß, ob es ihr gut thut, wenn sie mich so plötzlich sieht.“ Und nach einer kleinen Pause setzte er etwas hastiger hinzu: „Weiß sie denn überhaupt von meiner Rückkehr?“

Gilbert verneinte mit einem zögernden Kopfschütteln. Roderichs Gesicht überflog eine dunkle Wolke.

„Und ich glaubte, sie hätte mich gerufen . . .!“

Gilbert faßte ihn am Arm. „O, sei gewiß, sie hätte es auch gethan, wenn — wenn sie bei klarerem Bewußtsein gewesen wäre. Mein Gott, es kam ja

alles so schnell! Ich bin überzeugt, sie sehnte sich nach Dir, aber — das böse Fieber. . ."

Roderich drückte ihm die Hand. Er war ihm dankbar für diese Worte, obwohl er wußte, daß sie nur einem frommen Betrugversuche dienten.

„Komm' jetzt!" fuhr Gilbert fort, ihn sanft mit sich ziehend. „Es bleibt uns ja nichts anderes übrig, als uns mit Resignation auf das Unvermeidliche vorzubereiten. Vorläufig aber bedarfst Du selbst der Ruhe; Du hast eine anstrengende Fahrt gehabt."

Roderich ließ sich willenlos hinausführen.

Draußen im goldenen Sonnenlichte des Salons nahm Gilbert den Bruder bei beiden Schultern, um ihm erst jetzt so recht in die Augen zu sehen, dann umarmte und küßte er ihn aufs neue.

„Siehst Du, ich will aufrichtig sein," sagte er. „Wäre dieses Unglück nicht gekommen — es hätte noch Jahre, Jahrzehntelang, vielleicht für immer so zwischen uns bleiben können. Ich war ja schon daran gewöhnt, Dich als einen Fremden zu betrachten. Aber nun weiß ich alles besser, nun verstehe ich erst mich selber: daß ich Dich doch von ganzem Herzen lieb habe, daß Du mein bester Freund bist, meine Stütze und mein Trost, wenn ich die Mutter verloren habe. — Nicht wahr, Du glaubst mir das?"

Roderich klopfte ihm mit schmerzlichem Lächeln auf die Wange und wollte ihm ein herzliches Wort sagen — da verzerrte ein plötzlicher Krampf seine Lippen. Schwindelnd ließ er sich in einen nahestehenden Fauteuil fallen.

Gilbert sprang entsetzt hinzu, aber schon wehrte ihn der Bruder sanft ab.

Lass', lass' nur! Es wird gleich vorübergehen, es ist nur eine momentane Schwäche."

Ich will Dich allein lassen. Du Armer, mußt freilich erschöpft sein. Verzeihe, daß ich erst jetzt daran denke!"

Auf dem Wege nach dem Vorzimmer wandte sich Gilbert noch einmal um.

„Du brauchst eine Stärkung. Josefine soll Dir einen Schluck Wein bringen."

Roderich bejahte mit einem zerstreuten Kopfnicken; er hörte gar nicht mehr so recht auf die Worte des Anderen.

Als er allein war, drehte er den Oberkörper und legte das müde Haupt auf den Arm, der auf der geschnitzten Fauteuillehne ruhte.

Er hörte es auch nicht, als abermals die Vorzimmerthür ging und die angekündigte Josefine, das stille Mädchen mit dem reichen, mattschwarzen Haar

eintrat. Ihr Gesicht war sonst von einer elfenbeinernen Blässe; jetzt lag ein gewisser Hauch von Frische darauf, der die ganze Erscheinung zu verjüngen schien, oder vielmehr erst in das rechte Licht setzte. Jetzt sah man, daß sie sogar etwas jünger war, als Roderich, während man ihr sonst leicht ein paar Jahre mehr hätte geben können.

Sie setzte das Servierbrett mit dem Weinkelch lautlos auf ein Tischchen in der nahen Fensternische und sah den Heimgekehrten mit Blicken der innigsten Theilnahme an. Endlich streckte sie den Arm aus und berührte leise den dunkelbraunen Kopf, der noch immer unbeweglich auf der Stuhllehne ruhte.

„Erschrick nicht, Roderich, ich bin's nur!“ sagte sie mit der Sanftheit und Schüchternheit eines kaum erblühten Mädchens.

Er raffte sich auf und sah sie, wie aus einem Traum erwachend, an.

„Du verlangtest nach mir, sagte Gilbert. Ist's wahr?“

Da streckte er ihr beide Hände entgegen.

„Ja, ja -- Du Liebe, Gute! Auch wir gehören zusammen. Lass' mich Dich erst jetzt aus vollem Herzen begrüßen!“

Josefine erwiderte den Druck seiner Finger mit

großer Wärme. Dabei färbten sich ihre Wangen noch lebhafter. Sie wollte etwas sagen, zögerte aber lange.

„Gelt ja,“ kam es endlich mit stürmischer Unmittelbarkeit von ihren Lippen, „nun ist alles wieder gut? Du bleibst bei uns, und alles, alles wird wieder — wie zuvor?“

„Wie zuvor?“ lächelte er, in seiner Bewegung, seinem Drang nach Anschmiegung auf ihren eigenthümlich eindringlichen Ton nicht achtend. „Das wäre nicht gut. Nein, eben anders, schöner soll es werden! Mein vereinsamtes Herz sehnt sich nach Liebe. Gott lohn' Euch's, daß ich Sie nun auch wirklich finden soll! Freilich, es war lächerlicher Kleinmuth, was mich noch bis zur letzten Minute daran zweifeln ließ. Ich bekenne es, ich trat mit einer gewissen Scheu hier ein. Gilt es den Abschied von der Mutter, so bleibt mir doch reicher Trost in der Zukunft, die mir jetzt entgegenwinkt. Ja, liebes Kind, wir bleiben nun wohl für immer beisammen!“

Da beugte sie sich schnell, mit einem leisen Freuderuf, zu ihm nieder, legte die Hände an seine Schläfen und drückte ihm einige Küsse auf die Lippen, wie es vorhin Gilbert gethan hatte. Und Roderich erwiderte sie mit der gleichen Rührung. Ihm waren das — Schwesterküsse.

In diesem Augenblicke ließen sich draußen auf dem Korridor Schritte vernehmen. Josefine machte sich, über und über glühend, los und wandte sich nach der Fensternische, das Weinglas aufzunehmen, das sie ganz und gar vergessen hatte. Die Hand, mit der sie den Stärkungstrank kredenzte, zitterte jedoch so, daß sie ein paar Tropfen auf das Parkett verschüttete.

Der eintretende Gilbert sah dem verwundert zu. Er glaubte nicht anders, als Roderich habe das Mädchen durch einen Schmerzensausbruch oder einen Ohnmachtsanfall erschreckt. Josefine galt ja sonst als ein Muster ruhigster Besonnenheit, welches das ganze Hauswesen zusammenhielt, wenn auch alle Andern den Kopf verloren. Er wollte eben eine Frage nach dem Befinden des Bruders thun, als ihn ein Stöhnen aus dem Nebenzimmer unterbrach. Josefine, deren scharfes Ohr keinen Laut ihrer Umgebung verlor, verschwand sofort nach dem Gemache. Gilbert folgte ihr.

Nach einer Minute erschien er wieder auf der Schwelle und winkte dem Bruder.

Röte und Blässe wechselten jäh auf Roderichs Gesichte, als er der Aufforderung Folge leistete und zum zweitenmale die Krankenstube betrat.

* * *

Als Fräulein Natalie Moralt sich mit dem alternden Herrn Hektor von Hünold, einem hessischen Gutsbesitzer, vermählte, da glaubte sie am Ziele eines überaus klugen Rechenexempels zu stehen, mit ihrem Lebenspfund — ihrer Schönheit, der sie eben die Metamorphose von der Beamtentochter zur Edeldame verdankte — gut gewuchert zu haben. Zwei Jahre später überraschte sie der Herr Gemahl mit dem allerliebsten Geständniß, daß er — so gut wie ruiniert sei. Für Frau Natalie war dies ein fürchterlicher Schlag. Sie mußte den prächtigen Gutshof verlassen, mit einer Miethswohnung in Mainz fürlieb nehmen und tausend eitle Genüsse des Luxus entbehren, an die sie sich so rasch gewöhnt hatte. In ihrer unendlich praktisch angelegten Seele reifte schon der Gedanke, sich von ihrem Gatten zu trennen, als ein Ereigniß eintrat, das sie jetzt als einen doppelt störenden Zwischenfall betrachten mußte: sie wurde Mutter. Das Kind, ein Knabe, hatte sich keiner Segenswünsche seiner Eltern zu erfreuen. So wenig sich Herr und Frau von Hünold auch sonst in Uebereinstimmung begegneten, über den kleinen Roderich waren sie durchaus einer Meinung: das Kind galt ihnen als ihr verkörpertes Mißgeschick. Sie führten das erbärmliche Leben verarmter Adliger, die sich krampfhaft bemühen, sich nichts zu vergeben,

der Welt Sand in die Augen zu streuen, während man ihnen doch das Elend von den so hoch erhobenen Nasen absieht. Sie häuften Schulden auf Schulden. Aber Natalie war im Grunde doch eine zu kalte Natur, als daß dieses unerquickliche Leben von nachtheiliger Wirkung auf ihre gesunde Konstitution gewesen wäre; was sich in ihr an Groll und Aerger ansetzte, das lud sie einfach auf den Gatten ab, der sich in leidenschaftlicher Verbissenheit verzehrte. Mußte er vor der niederschmetternden Zungengeläufigkeit der Frau schließlich immer das Feld räumen, so ließ er seinen Grimm an dem eigenen Kinde aus. Der Knabe bot ihm allerdings oft genug Vorwand dazu. Er war ein intelligenter, aufgeweckter Junge, aber von einem Trotz und einer Wildheit, die zu bändigen es einer weiseren Erziehung bedurft hätte, als sie ihm in diesem Hause zu theil wurde, wo sich die Eltern täglich ins Gesicht sagten, daß sie einander verabscheuten und dem Tage fluchten, an welchem sie das Band der Ehe geknüpft. Hektor haßte die Frau mit desto quälenderer Eifersucht, je weniger er sich über seinen rapid fortschreitenden körperlichen Verfall einer Täuschung hingeben durfte. Er wußte zwar sehr wohl, daß Natalie zu kalt und stolz war, um ihn zu betrügen; allein der Gedanke, daß sie, wie sie nun einmal zu

einander standen, sein Dahinsiechen mit grausamer Gelassenheit beobachten mußte, folterte ihn unaufhörlich. Das erfüllte ihn, als endlich die schwere Stunde kam, noch im Todeskampfe mit zähneknirschender Wuth. Sein brechendes Auge sah, wie zerstreut der trockene Blick der Gattin auf ihm haftete, schon in die Zukunft schweifend, nach einem neuen Versuch des gewissen — Rechenexempels, welchen er ihr mit seinem Verlöschen ermöglichte. Sie hatte ihn schon begraben und vergessen, ehe noch der letzte Athemzug aus seiner Brust entflohen war.

Der Hauptgläubiger des Verstorbenen war ein Herr Gräffer, ein Großspekulant in allen möglichen Handelsartikeln. Es konnte gewiß als glänzender Beweis für die vorurtheilslose Klugheit und die zielbewußte Geschicklichkeit Madame Natalies gelten, daß sie diesen Mann zum Gegenstande ihrer neuen Berechnung ausersah und daß diese — auch vollständig gelang. Der Parvenü fand die „trostlose Witwe“ pikant, die Majestät der Weltdame imponierte ihm, und er gefiel sich in dem Gedanken, mit dieser vornehmen Schönheit einen Aufputz zu seinem Reichthum zu erwerben. Er konnte sich das leisten. — So stieg Frau von Hünold wieder in die „bürgerliche Region“ herab, Herr Gräffer verglich sich mit den übrigen Gläu-

bigern des Seligen und der fünfjährige Roderich erhielt einen Stiefpapa. Er konnte sich über diesen Umstand nicht weiter beklagen, denn der phlegmatische Stiefvater bekümmerte sich weder im Guten noch im Bösen um ihn. Der alle Handelsgebiete kühn beherrschende Kaufmann sollte es sich überhaupt gar bald abgewöhnen, in seinem Hause einen eigenen Willen laut werden zu lassen. Die energische Gemahlin wußte ihm so eindringlich zu beweisen, daß sie ein Wesen höherer Ordnung und er nur Plebejer sei, daß er sich schließlich in allem, was nicht gerade seine Geschäfte anging, ihrer besseren Einsicht demüthig unterordnete. An der Seite des vermögenden und so fügsamen Mannes fand Natalie auch wirklich alles, was sie Glück nannte. Gräffer bewunderte seine Frau, ließ sich von ihr zu einem Manne von „noblen" Manieren und Passionen ummodeln, und als er nach Jahresfrist einen eigenen Sohn in den Armen hielt, war Natalie unumschränkte Gebieterin im Hause. Jetzt schwelgte sie wirklich in dem von jeher erträumten Luxus. Als sich das Vermögen des Mannes zu Millionen abgerundet hatte, bewog sie ihn, sich vom „Krämerberuf" zurückzuziehen. Sie hatte höhere Pläne mit ihm; er sollte sich zur nunmehrigen Muße auch die äußerlichen Zeichen von Würde verschaffen.

So kaufte er Güter im Elsaß und baute sich in Straßburg einen veritablen Palast. Als dann endlich auch der erstrebte Orden in seinem Knopfloch hängen geblieben war, fehlte ihm noch ein — Adelskrönlein. Er hätte vielleicht auch dieses erhabene Ziel erreicht, wenn nicht die Hand des Todes seinen ehrgeizigen Projekten ein plötzliches Ende gesetzt hätte. Ein Schlagfluß versammelte ihn zu seinen Vätern Da Gräffer ohne Testament dahinging, war das damals erst zehnjährige Söhnchen Gilbert der Universalerbe. Die Mutter hing mit abgöttischer Liebe an dem Knaben, auf den sie jetzt alle ihre hochfliegenden Pläne übertrug, so daß für ihren älteren Sohn herzlich wenig von ihrer mütterlichen Neigung abfiel. Abgesehen davon, daß Roderich das Kind des Mannes war, dessen sie nur mit Haß gedachte, hatte er seine Anlagen zu ungebärdigem Trotz in einer Weise entwickelt, die ihn der Mutter um so abstoßender machte, als ihr ein geheimer Instinkt sagen mußte, daß sie selbst einen schweren Theil von Schuld daran trug. Es ist ja tief im Wesen des Menschen begründet, daß er denjenigen anfeindet, den er als die fleischgewordene Mahnung an einen eigenen Fehler, als einen lebendigen Vorwurf betrachten muß. Gilbert hätte natürlich kein Kind und vor allem kein verzogenes sein dürfen, um den Halbbruder

nicht gerade so zu behandeln, wie er es im ganzen Hause sah. Nur eine Person war da, die für den Zurückgesetzten stets offen Partei ergriff. Das war die kleine Josefine, eine Nichte des verstorbenen Großkaufmannes, die dieser einige Jahre nach seiner Heirath als achtjährige Waise ins Haus genommen hatte. Dieses Kind war im gewissen Sinne eine Schicksalsgenossin Roderichs. Ihre Mutter, Gräffers Schwester, war von ihrer Familie in Acht und Bann erklärt worden, als sie einem armen Teufel, einem polnischen Schauspieler Strubelski zum Altar gefolgt war. Als ihm die Frau gestorben, war Strubelski im Elend verkommen; man sagte, der Schnaps habe ihn umgebracht. — Josefine Strubelski reifte früh heran. Von Frau Natalie hatte sie es täglich zu hören bekommen, daß sie bei Onkel und Tante nur in Gnaden aufgenommen sei. Das hatte sie mit der Zeit verbittert. Aber die Verbitterung war anderer Art, als diejenige Roderichs, zu dem sie sich aus begreiflichen Gründen hingezogen fühlte. Während er die Hand biß, die ihn schlug, und durch an Raserei grenzende Wuthausbrüche hinterher oft mehr Strafe verdiente, als er erleiden mußte, nahm sie die härtesten Worte still, ohne eine Miene zu verändern, hin und zog sich immer mehr auf sich selbst zurück. Die Leute hielten sie für sanft und

geduldig, Frau Natalie nannte sie verstockt und tückisch. Welche Meinung jedoch auch die richtigere sein mochte, das Eine mußte selbst die gestrenge Tante anerkennen: Josefine entwickelte sich mit der Zeit zu einem sehr brauchbaren Mädchen. Sie war die Früheste auf und die Späteste zu Bett, sie verwaltete das ganze Haus, sorgte in Salon, Kammer und Küche für beste Ordnung, war die umsichtigste Krankenpflegerin, die akkurateste Näherin, kurz die vorzüglichste Vertreterin der Hausfrau in allen ihren unangenehmen Aufgaben — und das alles mit einer wohlthuenden Geräuschlosigkeit, einer anscheinend durch nichts zu erschütternden Ruhe, so daß jedermann ihre Dienste als etwas Selbstverständliches hinnahm und sich von vornherein jedes Dankes dafür entwöhnte. — Roderich hätte, sowie Gilbert, in Josefinen nichts anderes als eine stets gefällige nützliche Schwester gesehen, wenn sie ihm nicht bei allen Gelegenheiten wahrhaft rührende Sympathiebeweise gegeben, ihn getröstet und von manchem thörichten Streich abgehalten hätte. Mit siebzehn Jahren setzte er es bei der nunmehr zum zweitenmale Wittwe gewordenen Mutter durch, daß er die Kunstschule besuchen durfte. Da kam er nur dreimal im Jahre auf Ferien nach Straßburg heim. Seine Wildheit wich jetzt einer Haltung finsterer Ruhe, aus der er selten heraustrat, dann aber freilich um so

leidenschaftlicher. Josefine konnte wohl glauben, auch er reife vorzeitig aus, so wie sie, und so betrachtete sie ihn schon mit achtzehn Jahren als vollkommenen Mann. Ihm schmeichelte die Autorität, die die wirklich Erwachsene ihm zuerkannte. Jetzt warf er sich zu ihrem Beschützer auf, in Vergeltung der sanften Bemutterung, die sie ihm bisher hatte angedeihen lassen.

„Laß mich nur machen!“ sagte er gar oft in jenem großherzigen Renommistenton, der in seinen Jahren so hübsch klingt. „Du brauchst um Deine Zukunft nicht besorgt zu sein. Wozu wäre denn ich da?“

„Du? Was willst Du denn thun?“

„In die Welt ziehen, ein großer, berühmter Künstler werden, und eines Tages komme ich zurück und Du wirst meine Frau. Ich heirathe Dich; das ist selbstverständlich.“

„Geh'!“ erwiderte sie ihm dann lächelnd, aber doch immer mit inniger Rührung, „geh', das sind ja Kindereien!“ — — —

In den dritten Feriensommer fiel der böse Tag, an dem sich Roderich in Haß und Empörung von der Familie trennte — ein Tag allgemeiner Mißlaune, wie er mitunter wohl in jedem Hause vorkommt, an dem das Belanglose widerwärtig, das Widerwärtige unerträglich wirkt und jedes Wort in Explosionsstoff

getaucht scheint, gleichsam als hätte schon im wetterschwülen Morgengrau ein höllischer Geist seinen unheilbringenden Fluch darüber ausgesprochen. Dummheiten hätte vielleicht ein kühler Beobachter die Faktoren genannt, die den Anstoß zu dem Schritt des jungen Mannes gaben. Roderich hatte am Mittagstisch mit Mutter und Bruder Reibereien gehabt und sich grollend auf das Zimmer zurückgezogen, das er während seines Ferienaufenthalts mit dem Stiefbruder theilte. Josefine folgte ihm später dahin, ihn zu trösten und sich selber trösten zu lassen, nachdem die Tante in Ermangelung des älteren Sohnes an ihr die üble Laune gekühlt hatte. Dann kam Gilbert dazu, der sich immer über die beiden Verbündeten und ihre ihm überlegene Haltung ärgerte. Er war damals dreizehn Jahre alt, steckte mitten in der Gymnasiastenweisheit und verfehlte mit dem eigenthümlichen Talent der Flegeljahre keine Gelegenheit, zu beweisen, was er eigentlich vergessen machen wollte: daß er ein grüner Junge sei. Er ertheilte der Cousine in großherrlichem Tone einen Befehl, dessen Ausführung Roderich nicht zuließ, indem er Josefine von dem arroganten Bürschchen nicht als Küchenmagd behandelt sehen wolle. Gilbert sprach von einem Komplott, von Respektwidrigkeiten gegen die Mutter, zu denen sich die Beiden gegenseitig aufhetzten, und spielte endlich auch

auf eine zartere Beziehung zwischen ihnen an. Der Anblick des kleinen Tarquinius Superbus hätte an und für sich etwas höchst Possierliches gehabt; aber in der Lage Roderichs besitzt man keinen Sinn für derlei Humor. Er fuhr wüthend auf, vergessend, daß er es mit einem Knaben zu thun hatte, derbe Worte fielen auf beiden Seiten und schließlich legte Roderich Hand an, den Unverschämten vor die Thür zu setzen. Da schrie Gilbert, Herr von Hünold scheine zu vergessen, wer eigentlich Herr und Eigenthümer auf diesem Boden sei, wer von den Gnaden des Andern lebe und sich's nach dessen Belieben gefallen lassen müsse, aus dem Hause geworfen zu werden. Die saftige Ohrfeige, mit der Roderich replizierte, hätte ihre Konsequenzen wahrscheinlich auf das Nasenbluten und das Wuthgeheul des Getroffenen beschränkt, wenn in diesem kritischen Moment nicht — Frau Natalie auf dem Kampfplatze erschienen wäre. In ihren Augen stellte sich Roderichs That als Verbrechen dar, und in ihrem Munde wurde die knabenhafte Schmähung zum zersetzenden Gift, als sie die Behauptung Gilberts bestätigte: er sei der Erhalter des Aelteren und habe am Ende auch wirklich das Recht und die Macht, den Andern aus dem Hause zu weisen. Da überkam den maßlos Gekränkten entschlossene Ruhe. Er versicherte, er werde die „Gnade"

des Bruders und die „liebevolle Geduld" der Mutter keinen Tag länger in Anspruch nehmen und seine eigenen Wege gehen. Natalie nannte ihn einen eitlen Schwätzer und verließ mit ihrem Liebling das Zimmer. Josefine wollte den Zurückbleibenden beschwichtigen, aber Roderich war auch von ihrer Seite keinem milden Worte mehr zugänglich. Er schob sie zuletzt zur Thür hinaus und schloß sich ein. Wenn die Mutter den Trotzkopf auch soweit kannte, um zu muthmaßen, daß er seinen Entschluß, das Haus zu verlassen, in der That ausführen werde, so erwartete sie doch, daß er von ihr wenigstens die Mittel zu seinem Auszug verlangen werde. Aber sie wartete vergebens. Am anderen Morgen war Roderich entflohen. Einige Tage darnach vernahm Frau Natalie auf ihre Erkundigungen, daß er nicht, wie sie angenommen, an die Karlsruher Schule zurückgekehrt sei, sondern sich vermuthlich nach Belgien und Holland gewandt habe. In Straßburg hatte er seine Uhr, Pretiosen und Garderobe und einige Mappen mit seinen vielversprechenden Aquarellen und Skizzen verkauft und damit wohl ziemlich weitreichende Mittel gewonnen. Die Mutter sollte sich getäuscht haben, als sie glaubte, er werde sich noch später einmal um Unterstützung an sie wenden. Erst nach zehn Jahren — als sich bereits die Zeitungen

mit dem talentvollen jungen Künstler beschäftigten, der auf mehreren Ausstellungen Medaillen davongetragen hatte — erfuhr man von seinem Aufenthalt in London. Von ihm selbst aber kam keine Zeile.

Josefine hatte sich damals gekränkt gefühlt, daß er auch ihr nicht einmal ein kurzes Lebewohl zurückgelassen. „Er hat vergessen!“ hatte sie sich später gesagt und sich hinfort bemüht, ein gleiches zu thun. Dann war sie noch stiller und zurückhaltender geworden und hatte allmählig jenes altjüngferliche Wesen angenommen, daß das Resultat von Verbitterung und Entsagung ist.

Roderich war zehn Jahre lang überzeugt gewesen, daß ihn kein Band mehr an die Heimath und seine Familie knüpfte — bis er in Bergen den durch den Umweg über London verspäteten Brief des Bruders erhielt, der ihm in wenigen Worten den bevorstehenden Tod der Mutter anzeigte. Eine direkte Aufforderung zur Heimkehr war nicht darangefügt, aber Roderich las eine solche doch zwischen den Zeilen — andernfalls hätte man ihn ja wohl erst nach der Katastrophe verständigt. Ohne sich übrigens viel mit Erwägungen aufzuhalten, hatte er die Drahtantwort gegeben: „Ich komme!“ und war nach Hause geeilt.

Von dem Kutscher, der ihn mit der Equipage an der Bahn erwartete, hatte er erst das Nähere vernommen: wie sich die gnädige Frau eine böse Lungenentzündung geholt und daß der Arzt gleich gesagt habe, man müsse sich auf das ärgste gefaßt machen. . . . .

III.

Gilbert und Josefine unterstützten die Kranke mit den Kissen, als sie sich bei Roderichs Eintritt mühsam emporrichtete. Sie sprach lange nichts, ihre Augen hefteten sich starr auf das männlich-schöne, sonngebräunte Gesicht, das sie in dem zwischen den zurückgeschobenen Fenstergardinen hereinfallenden Lichte erst allmählig zu erkennen schien. Dann flog ein konvulsivisches Zittern über ihr Antlitz.

„Roderich!“ ächzte sie.

„Roderich!“ wiederholte sie nach einigen Sekunden, mit einem Lächeln auf den farblosen Lippen, das man schwer hätte deuten können.

Aber der, dem es galt, der kannte dieses Lächeln, der bewahrte es noch aus alten Tagen im Gedächtniß. So hatte die Mutter gelächelt, wenn sie ihn das Ebenbild seines Vaters nannte, wenn sie von dem Knaben die offizielle Gratulation zu ihrem Geburtstage entgegennahm, und wenn sie ihn am Weihnachtsabend seinen

Theil an den Geschenken unter dem Tannenbaum zuwies. Zuletzt hatte er es in Begleitung des verächtlichen Achselzuckens gesehen, mit dem sie seinen Vorsatz, das Haus für immer zu verlassen, beantwortet hatte. Er verstand die Bedeutung dieses Lächelns auch jetzt sofort.

Mit flehend vorgestreckten Armen stürzte er auf sie zu.

„Mutter, das kann doch Dein Gruß nicht sein! Laß mich in dieser Stunde vergessen, daß man sein Fleisch und Blut wirklich hassen kann! Mutter, Mut—ter . . .!“

Mitten in der Steigung seiner Stimme brach er ab, sein Blick umdunkelte sich, er mußte die Zähne zusammenbeißen, um den zornigen Schrei zu ersticken, mit dem sich plötzlich wieder der Dämon der Rebellion in seiner Brust aufbäumte und hervorbrechen wollte. Schwer ausathmend, ließ er die erhobenen Arme sinken.

Gilbert sah ihn entsetzt an, Josefine aber — seine Mutter; es lag ein vernichtender Richterspruch in ihrem Blick.

Frau Natalie sank auf die Polster zurück und schloß die Augen. Empfand sie in diesem Moment nicht doch etwas von ihrer Schuld?

„Geh'!" murmelte sie endlich kaum vernehmlich. „Du machst mir das Sterben schwer."

Gilbert beugte sich zu ihr nieder.

„Mein Gott, das — das ..." Er rang nach einem Ausdruck und schloß mit einem solchen, der Josefinens Lippen ein ironisches Zucken abnöthigte: „Das ist ja — schrecklich peinlich!"

Natalie blieb regungslos. Roderich winkte dem Bruder abwehrend zu und wandte sich zum Gehen. Die Erschütterung des ersten rasenden Schmerzes war schon vorbei, eine Regung momentaner Erbitterung verraucht; nur Wehmuth lag in seinem Gedanken: Wäre ich doch zu spät gekommen! Ich hätte alsdann geglaubt, ihr versöhnliches Wort versäumt zu haben, es nur aus ihrer letzten Miene zu lesen, und mich trostbedürftig an diese selige Täuschung geklammert! . . .

Wieder ergriff ihn ein leichter Schwindel, als er in den sonnigen Salon hinaustrat. Sein Herz hatte in seiner im harten Lebenskampf gestählten Willenskraft schon überwunden, nur die Luft des Krankenzimmers lag noch schwer auf seinen Sinnen. Plötzlich hemmte er seinen Schritt, als er eine schlanke, elfengleich graziöse Erscheinung vor sich sah, von der man im ersten Moment schier glauben konnte, daß sie unmittelbar aus der Wand herausgetreten sei.

Er stand in sprachloser Verwunderung. Wer war diese reizende, junge Dame, die sich bewegte, als ob sie hier zu Hause sei?

Sie musterte ihn ebenfalls einige Sekunden, dann trat sie ohne jede Befangenheit auf ihn zu.

„Herr von Hünold, nicht wahr?“ fragte sie mit einer ungemein klangvollen Altstimme.

Roderich wunderte sich noch mehr. Wie, sie kannte ihn sogar, sie wußte, daß man ihn erwartet hatte?

„Zu dienen, meine Gnädige. Und darf ich mir die Frage erlauben, mit wem ich die Ehre habe?“

Sie sah ihn an, die prächtig gezeichneten Braunen hoch emporgezogen, die wie ihr gekrauftes Haar die eigenthümlich pikante Farbe des Rothblonds hatten. Ein anmuthig schelmisches Lächeln umspielte ihre leicht aufgeworfenen Lippen und ließ eine Doppelreihe kleiner, spitzer Perlenzähne aufblitzen.

„Ah! Sie errathen wirklich nicht?“

„Wie sollte ich?“

„Sie wissen also gar nicht . . . Aber nein!“ brach sie mit einer neckischen Bewegung ihres geschmeidigen Nackens ab. „Ich finde dieses Inkognito allerliebst. Jetzt versteh’ ich auch: Sie sind wohl eben erst angekommen und haben bis jetzt noch keine Zeit

gefunden, sich nach den geänderten Verhältnissen in der Heimath zu erkundigen?"

Sie machte Miene, ein helles Lachen anzustimmen, als sie sich noch rechtzeitig besann. Mit ernstem Gesichte legte sie den Finger an den Mund und lenkte die lebhaften, hellen Augen nach der Portière der Krankenstube.

„Verzeihen Sie!" sagte sie leise, mit der delikatesten Besorgniß in der biegsamen Stimme. „Ihre Frau Mutter! . . . Ich hoffe doch, sie fühlt sich etwas wohler?"

Roderich zuckte die Achseln. „Sie dürften besser wissen als ich, mein Fräulein, wie traurig es mit ihr steht."

Sie senkte seufzend das Köpfchen, die Lippen aufeinandergepreßt, wie in einem großen Schmerze, den sie nicht laut werden lassen wollte.

Jetzt kamen Gilbert und seine Cousine aus dem Nebenzimmer.

„Renée! rief der junge Mann halblaut, auf die Schöne zueilend und ihr die Fingerspitzen küssend, die sie ihm voll Grazie hinreichte. „Vergieb! Ich erwartete Dich nicht zu dieser ungewohnten Stunde."

„Mein Gott, mich litt es nicht zu Hause! Ich lief Tante Justine davon. Ich mußte wissen, was heute der Arzt gesagt hat. Nun?“

Auch Gilbert zuckte nur mit einem trostlosen Seufzer die Achseln.

„Es ist nicht zu ändern. — Du kannst sie übrigens jetzt nicht sehen; sie schläft.“ Dann setzte er in verändertem Tone, sich an den Bruder wendend, hinzu: „Aber wie ich sehe, habt Ihr Euch miteinander schon bekannt gemacht?“

Renée lächelte wieder. „Nicht so ganz. Bis jetzt ist die Bekanntschaft nur einseitig. Sei so gütig und stelle mich dem Herrn Schwager vor!“

„Schwager?“ rief Roderich verblüfft.

Gilbert nickte. „Du weißt noch nicht, daß ich verlobt bin. Hier meine Braut: Fräulein Renée de la Croix.“

Roderich verneigte sich tief, aber es war etwas sehr Förmliches und Kaltes in dieser Bewegung. Man konnte glauben, daß ihn der ausländische Name so befremde. Er fand nicht einmal eine Glückwunschphrase, wie sie jetzt am Platze gewesen wäre. Als er aufblickte, sah er, daß die Augen — Josefines fest auf ihn gerichtet waren. Sie machte sich an der Spiegelkonsole am Fensterpfeiler zu schaffen, von wo

aus sie ihn unausgesetzt beobachtet haben mußte. Bei diesem Gedanken beschlich ihn ein seltsam unbehagliches Gefühl, über das er sich keine Rechenschaft zu geben wußte.

Renée übernahm es mit großer Redegewandtheit, sich mit dem künftigen Schwager auf den Fuß verwandtschaftlicher Vertraulichkeit zu setzen. Sie war entschieden eine Meisterin in der weiblichen Kunst, über schwierige Situationen hinwegzukommen. So herzlich sich auch die Brüder wieder begegnet waren, hätten sie sich doch nicht so rasch in den Austausch ihrer Erlebnisse in den verflossenen zehn Jahren finden können, als solches dieses geistreiche Mädchen zu vermitteln verstand. Roderich zeigte sich zwar etwas steif und zerstreut, nahm aber keinen Anstand, sich über seine gegenwärtigen Lebensverhältnisse zu verbreiten und so die angebahnte brüderliche Einigung — wenigstens äußerlich — vollständig zu acceptieren. Als er im Lauf des Gesprächs erwähnte, daß er sich vor zwei Wochen nach Rügen begeben habe, um sich eine mehrmonatliche Sommerfrische in völliger Muße zu gönnen, durchzuckte ihn momentan die Empfindung, daß er besser gethan hätte, das zu verschweigen. Nun konnte er nicht leicht einen Vorwand zu seiner früheren Abreise geltend machen, wenn ihm eine solche geboten erscheinen

sollte. Trat ein Wunder ein und erholte sich die Mutter wieder, so war ja alles — wie zuvor. War jedoch ihr Ableben nur mehr die Frage einer kurzen Zeitspanne — was wollte er dann noch hier? Die Dinge waren anders geworden, als er sie sich auf seiner Herreise ausgemalt hatte, auch soweit sie jetzt den Bruder angingen. Er hatte sich nicht im entferntesten träumen lassen, daß Gilbert, der dreiundzwanzigjährige Jüngling, eine Braut haben könnte, das heißt — ein Hinderniß auf dem Wege zu seinem ganzen Herzen. Eben weil die Brüder nicht an die mißliche Vergangenheit anknüpfen durften, hätten sie jetzt lange, lange allein sein müssen, um die zarte Ranke, die beim Wiedersehen zwischen ihnen aufgesproßt war, behutsam zur kräftigen Schlingpflanze aufzuziehen. Ein Brautverhältniß aber, das den besseren Teil der Liebe des Einen gefangen nahm, war dem nicht günstig. Er, Roderich, mußte dann auf jeden Fall im Wege sein.

Das war's, was ihn mit einer gewissen Feindseligkeit gegen dieses blendende Geschöpf erfüllte — oder er erklärte sich damit wenigstens den peinlichen Eindruck, mit dem er sich so plötzlich der künftigen Gattin des Bruders gegenübersah.

Ueber Renée vernahm er, daß sie die Tochter eines in russischen Kriegsdiensten gefallenen Majors

war, der einer Emigrantenfamilie aus altem französischen Adel entstammte. Mehr als einmal war dieses unruhige, gallische Geschlecht, das einst sehr begütert gewesen, arm, reich und wieder arm geworden. Der Major Horace de la Croix war dürftig wie eine Kirchenmaus dahingegangen, und seine Tochter sodann von einer unverheiratheten Tante an Kindesstatt angenommen worden.

Das erzählte sie alles selbst, mit einer übersprudelnden Beweglichkeit, die Roderich in athemlose Verwirrung setzte.

„Ja, Sie werden sich wundern, Schwager Roderich," sagte sie, ihm vertraulich zunickend. „Sie werden sich entsetzen, wie es bei uns aussieht. Wir leben da auf einer Ritterburg, die einst zu einem Erbgut unserer Familie gehörte. Tantchen Justine hat zu thun, daß man ihr das Ding nicht wegnimmt oder daß es nicht über unsern Köpfen zusammenstürzt, was alle Tage zu befürchten ist. Da sehen Sie einmal!"

Sie neigte sich aus dem offenen Fenster und nöthigte ihn, ein gleiches zu thun. Sie mußte sich auf seine Schulter stützen, um zur Seite, über die Bäume des Vorgartens hinweg, die Richtung bezeichnen zu können.

„Dort drüben, sehen Sie das geflickte, spitze Schindeldach mit der Wetterfahne? Das ist unser Bellevue, der Thurm unseres stolzen Schlosses. Wenn der Wind von den Bergen daherbraust, knistert und wankt es in allen seinen Fugen. Ich sage Ihnen, Sie werden sich grauen, wenn sie zu uns herüberkommen. Es herrscht ein wahrer Trödelmarkt bei uns."

„Nun," bemerkte Roderich, etwas verlegen über die Nonchalance, mit der sie über ihre zerrütteten Vermögensverhältnisse plauderte, „so ein altes Bauwerk hat doch immer seinen romantischen Reiz. Das empfinden Sie ja auch, mein Fräulein."

„Weil ich über diesen trostlosen Zustand so leicht hinwegsehe? Das geschieht nur, weil ich weiß, daß das nicht lange mehr so dauern wird — nicht wahr, mein Freund?" lächelte sie über ihre Schulter Gilbert zu. „Sobald wir Mann und Frau sind, lassen wir das alte Gerümpel niederreißen und bauen an seiner Stelle ein schmuckes Lustschlößchen?"

Gilbert bejahte. Sein Blick ruhte liebevergessen auf der holden Gestalt, die in einer so anmuthigen Pose am Fenster lehnte, als wäre sie eben erst auf Feenschwingen da hereingeflogen, zu flüchtiger Rast.

„Wissen Sie, ein Bijou für mich, so eine Art

Pavillon im Rokokostyl, eine niedliche Spielerei mit einem Ziergarten, mit einem Teich und einer Volière."

„An Stelle des historischen Baues voll ehrfurchtgebietender Reminiscenzen?" fragte Roderich betroffen.

„Was nützen mir diese, wenn sie nichts zu meiner Behaglichkeit beitragen? Ach, ich habe überhaupt keinen Respekt vor einer noch so alten Vergangenheit. Ich bin ein Kind der Gegenwart und will heiteres Leben um mich sehen. Die gute Tante Justine freilich, die will von einem Abbruch der Ruine nichts wissen; sie ist ihr ans Herz gewachsen wie eine Jugendliebe. Aber was will sie machen? Wenn nicht Gilbert das verschimmelte Gemäuer kauft, so versteigern es ihr über kurz oder lang die Gläubiger. Verlieren muß sie es also auf jeden Fall."

„Hm!" Roderich schielte nach dem Bruder. Dieser antwortete mit gewichtiger Ueberzeugung:

„Es ist Naturbestimmung, daß sich neues Leben auf Schutt und Trümmern gesunkener Herrlichkeit aufbaue. Und wenn sich die Tante auch gegen die Macht der Zeit sträubt, so kann sie es doch nicht — gegen die unbestrittene Macht Deines Wortes, mein liebes Kind."

Ueber Renées blendendes Gesicht huschte ein triumphirendes Lächeln.

Roderich nagte nachdenklich an seiner Lippe. Hatte Gilbert nicht wirklich recht mit seiner Behauptung, daß das blühende Leben sich nichts von seinen Herrscher-vorrechten nehmen lasse? Da drinnen bereitete sich — die Mutter zum Tode, und hier verloren sich die Kinder tändelnden Geplauders in die Zukunft, die über Leichen noch schneller hinwegschreitet als über Mauer-trümmer. Und vollends recht hatte er, wenn er von der unbezwinglichen Macht dieses Mädchens sprach, das wie der Genius der souveränen Gegenwart erschien. War es nicht eigentlich ihre Gesellschaft, der von ihrem verführerischen Wesen ausgehende Duft, der ihre Umgebung zu leichtfertigem Vergessen unwiderstehlich hinriß?

„Was ich sagen wollte!“ begann sie im ferneren Gespräche, sich wieder an Roderich wendend. „Warum nennen Sie mich immer Fräulein? Das klingt so förmlich. Ich nenne Sie doch bei Ihrem Vornamen. Sind wir denn nicht schon so gut wie verschwägert? In zehn Wochen soll ja unsere Hochzeit sein.“

Roderich sah mit großem Erstaunen auf den Bruder, der jetzt ein wenig roth wurde und an seinem Schnurr-bärtchen zupfte. Renée übernahm es, an seiner Statt eine Erklärung zu geben.

„Es sind wenigstens alle Vorbereitungen dazu getroffen und ein Aufschub wäre nicht — oder doch

nur schwer möglich. Mein Gott, wir wußten allerdings nicht, welch ein trauriges Ereigniß mittlerweile eintreten sollte!“

Roderich verzog in bitterer Ironie den Mund. Gewiß, der Tod Frau Gräffers galt ihr schon als ausgemacht und sie rechnete damit; und vor einer halben Stunde hatte sie sich den Anschein gegeben, als hoffe sie noch auf Besserung. Roderich begriff erst jetzt so ganz, mit welcher Gewalt diese junge Hexe über den Bräutigam herrschte. Hätte sie es verlangt, so würde er am Tage nach dem Begräbniß der Mutter die Hochzeit gehalten haben. Merkwürdigerweise aber erhöhte sich durch diese Reflexion Roderichs Interesse an der Französin. Eine stark ausgeprägte Individualität ist allerdings stets von einem gewissen Reiz. Ueberdies mußte er sich sagen, daß Gilbert eben nur das Verhängniß fast aller Muttersöhnchen theilte: stets einem weiblichen Einflusse zu unterliegen.

Die Strahlen der Abendsonne spielten auf dem zarten, wie Porzellan durchsichtigen Teint Renées, sprühten in Funken auf ihrem Loreleyhaare und weckten in ihren tiefen, farblosen Pupillen einen goldigen Schimmer. Für Roderich erschien sie in dieser zauberischen Beleuchtung wie ein Märchenräthsel — und er blickte mit einer Regung von Mitleid auf den Bruder.

Nein, das war kein Weib, das einen Gatten eigentlich beglücken konnte, am wenigsten diesen liebenswürdigen Schwächling da! Daß Gilbert von ihrem Reiz geblendet worden war, d s war wohl begreiflich. Aber wie kam die Mutter dazu, sich diese Schwiegertochter zu wählen? Und sie mußte die Neigung des Sohnes wohl gut geheißen haben, denn sonst hätte ja dieser niemals seinen Willen durchgesetzt. Entweder hatte Frau Natalies Ehrgeiz der vergilbte Adelsbrief der Nachbarinnen imponirt — oder Renée mußte selbst ihrem eigenen Geschlechte gegenüber über berückende Zauberkünste verfügen.

Als Josefine, die mittlerweile von dem ebenfalls an diesen Salon stoßenden Speisezimmer aus ab und zugegangen war, jetzt an die Französin mit der Einladung herantrat, an dem späten Diner theilzunehmen, das sogleich servirt werden sollte, lehnte diese in verbindlicher Weise ab. Sie müsse gehen, sie habe sich ohnedies schon versäumt; die Tante werde bereits schmollen. Sie reichte Roderich kameradschaftlich die Rechte, dem Bräutigam die Linke und sprach mit gedämpfter, theilnahmsvoller Stimme ihr Bedauern aus, die theure Patientin nicht sprechen zu können. Dann richtete sie auch an Josefine einige liebenswürdige Ab-

schiedsworte, auf welche jedoch nur mit einem frostigen Kopfnicken erwidert wurde.

Roderich saß beim Diner mit abgespannter Miene neben dem Bruder, der Cousine gegenüber, und berührte die Speisen kaum. Er wäre am liebsten allein geblieben, hätte er Gilbert nicht zu verletzen gefürchtet. Dieser wartete vergeblich auf eine Bemerkung über Renée. So verlief das Mahl sehr einsilbig und in einer gedrückten Stimmung, welche jedoch dem Ernst der Ereignisse angemessen erscheinen konnte. Zweimal verließ Josefine das Zimmer, um nach der Kranken hinüberzusehen; so oft sie zurückkam, fand sie die beiden Brüder so, wie sie sie verlassen hatte, schweigend nebeneinander am Tisch.

Kurz nachdem das Dessert aufgetragen war, ging auch Gilbert hinaus, um eine Viertelstunde bei der Patientin zuzubringen.

Da wandte sich Josefine mit einer kurzen Frage an ihren stummen Nachbar.

„Wie gefällt sie Dir?“

„Wer?“ fragte er, aus tiefen Gedanken emporfahrend.

„O, Du weißt recht gut, wen ich meine!“

„— Fräulein de la Croix?“ entgegnete er erst nach einer kleinen Pause und langsam, als gälte es,

ein Terrain zu prüfen. „Das könnte ich Dir schwer sagen. Ich bin mir nicht klar über den Eindruck, den ich von ihr empfing.“

„Wirklich? Das nimmt mich Wunder. Ich dachte, Du wärst Menschenkenner und — Selbstbeobachter genug, sie sofort zu beurtheilen.“

„Je nun! — — Dir ist sie wohl nicht sympathisch?“

„Ich hasse sie.“

Roderich warf den Kopf empor, frappirt durch den bestimmten, metallisch harten Ton, den sie bei aller Ruhe in diese drei Worte legte.

„Alle Wetter! Das ist bündig.“

„Ja, ich hasse sie.“

„Weil Du am Ende vermuthest, sie werde den armen Burschen, den Gilbert, wohl kaum glücklich machen?“

„O, nicht deswegen! Wenn er ein rechter Mann wäre, müßte er das ja selber erkannt haben. Ueberhaupt kümmere ich mich um sein Glück ebenso wenig, als er sich um das meine.“

„Das ist ein bitteres Wort.“

Sie zuckte die Achseln. Aber ihr anscheinender Gleichmuth wurde jetzt durch ihr glühendes Auge und ein nervöses Beben ihrer Nasenflügel Lügen gestraft.

„Was hast Du denn? Wenn Dich schon der bloße Gedanke an die Französin so merkwürdig erregt, so begreife ich nicht, wie Du mit ihr überhaupt auskommen kannst.“

„Ich weiß auch nicht, ob ich es kann.“

„Ich verstehe Dich nicht. Ist denn Dein sogenannter Haß erst neueren Datums?“

Sie neigte sich plötzlich vor und sagte mit leiser, zitternder Stimme:

„Ich hasse sie so eigentlich erst seit einigen Stunden, seitdem ich — Dich mit ihr beisammen gesehen habe. Ich weiß, was nun kommen wird.“

„Was nun kommen wird?“ wiederholte er verblüfft „Ich kann mir diesen Kassandra-Ruf nicht deuten. Erkläre Dich näher!“

„Du wirst sie lieben, diese Renée!“

Das traf ihn wie ein Hieb. Er starrte sie entsetzt an. Aber schon in der nächsten Sekunde war diese lähmende Wirkung vorüber. Er lachte in ehrlichem Spott auf.

„Ich hielt Dich bisher für ein sehr gescheites Mädchen, aber nun — verzeihe, daß ich so unhöflich bin . . .!“

Sie legte eine fieberisch heiße Hand auf die seine.

„Ich kenne Dich besser, als Du Dich selber kennst,“ zischte sie. „Es giebt Augenblicke, in denen sich in uns ein seelischer Tastsinn schärft, der uns plötzlich in die ganze Tiefe eines fremden Gemüthes schauen läßt. Und ich sollte Dich nicht kennen? Nicht jede Bewegung, jeden Blick von Dir? Man wird nur einmal erschaffen — und ich habe nicht umsonst mein halbes Leben lang jeden Deiner Gedanken studiert — nein, rede mir nichts dagegen! Ich will nichts weiter hören!“

Sie strich sich, stark aufathmend, über die Stirn und setzte dann mit gesenkter Stimme hinzu:

„Es war dumm von mir, daß ich überhaupt davon anfing, denn es ist zwecklos; warnen läßt Du Dich ja doch nicht. Und ich — nun ja, ich hätte auch das schweigend hinnehmen sollen, wie ich es doch schon gewöhnt sein könnte.“

Roderich lehnte sich auf seinem Stuhl zurück, die Hände mit der zerknitterten Serviette vor sich auf den Tisch gestemmt. Er wollte etwas sagen, ihre absurde Behauptung widerlegen, fand aber nicht das rechte Wort, um anzuknüpfen. Da er mit dem Rücken gegen das Fenster saß, konnte Josefine sein Gesicht nicht sehen. Zudem dämmerte es bereits. Ihre leuchtende Blässe aber und der bohrende Blick, mit dem sie, jetzt

wieder in finsterem Trotz, gerade vor sich hinsah, ließen ihn in ihrem Innern lesen.

Wie hatte sie eben gesagt? Es giebt Augenblicke, in denen wir plötzlich das Gemüth eines Anderen durchschauen.

Jetzt verstand er sie erst ganz: ihren forschenden Blick bei seiner Ankunft, ihr kurzes Aufflammen, als er sie „wie eine Schwester" geküßt hatte, und nun auch diesen haßgebärenden Schmerz, der um so furchtbarer anmuthete, als sie alle Kräfte anspannte, ihn halbwegs zu verbergen.

Eine lähmende Kälte legte sich um seine Brust und stieg empor — mit der peinvollen Erkenntniß des Unheils, das sich da vor ihm enthüllte. Er hatte sich an diesem Nachmittag schon einmal die Frage vorgelegt, ob es nicht besser gewesen wäre, wenn er dem Rufe des Bruder nicht Folge geleistet hätte; jetzt verwünschte er den Impuls, der ihn zurückgetrieben hatte. Jetzt fiel es ihm wie Schuppen von den Augen: dieses freudlose, geknechtete Geschöpf da hatte die ganzen zehn Jahre nur von der Hoffnung auf seine Rückkehr gelebt. Seine kindischen Liebesbetheuerungen von einst alle die kleinen Erinnerungen der gemeinsamen Jugendzeit hatte sie sorgsam bewahrt, mit zärtlichen Händen in den Reliquienschrein geschlossen, den sich die Frau,

l
n einem stillen Winkel, seitab von der erstickenden Alltagsöde errichtet. Während er die — Dummheiten seiner Bubenjahre, wenn er ihrer schon jemals gedachte, belächelt hatte, waren sie für sie die Quellen gewesen, aus denen sie allein ihren Lebensmuth geschöpft. Gewiß, sie hatte nicht eigentlich noch an die Erfüllung ihrer Träume geglaubt, sie hatte die Dinge mit kühler Vernunft allmählig im wahren Lichte sehen lernen — und ward sich vielleicht erst in dieser Minute bewußt, daß ihr Herz noch nicht ganz verzichtet hatte, daß es noch immer auf die endgültige Entscheidung, auf die volle Gewißheit gelauscht hatte, die es noch von einer unbekannten Zukunft erwartete — um dann erst vollends und für ewig zusammenzusinken, zu verhärten, zu vereisen.

In dem brennenden Mitleid, das ihn bei diesen Erwägungen befiel, zuckte plötzlich ein Gedanke auf: Und könntest Du denn dieses arme Weib nicht glücklich machen? Würde es Dich ein eigentliches Opfer kosten? . . . Es müßte sich doch ruhig und freundlich an ihrer Seite leben lassen, und er brauchte ja nichts von geheimen Wünschen aufzugeben. Für eine wirkliche Liebe war er, was sie auch soeben dagegen gesprochen haben mochte, wahrscheinlich überhaupt nicht geschaffen. Ja, er hätte ihr eben dadurch das Unsinnige ihrer eifersüchtigen Vermuthung am deutlichsten

beweisen können. Er hätte jetzt nur zu sagen brauchen: „Komm', geh' mit mir!" — so wäre sie ihm um den Hals gefallen, zu Füßen gesunken. . . Ach! Es mußte doch ein herrlicher Anblick, ein herzerhebendes Gefühl sein, die Farbe des Glückes auf diese bleichen, leidenden Wangen zu zaubern, aus diesem herb geschlossenen Munde einen Schrei der Seligkeit zu locken! Und das kostete ihn nur ein paar Worte . . .

Da ertönte der dumpfe Schritt des zurückkehrenden Gilbert auf dem Teppich und scheuchte die wohlwollenden Gedanken Roderichs auseinander. Es war, als träte der Geist der Nüchternheit an ihn heran.

Er sah mit erhabenem Lächeln zu, wie Gilbert an den Tisch kam und sich ein Glas Portwein eingoß, das er mit gedankenlosem Behagen ausschlürfte. Er sah in dem Bruder einen gesunden Egoisten, einen lebendigen Spott auf seine eigenen Selbstaufopferungspläne — und kam sich nun wieder wie ein rechter Don Quijote vor.

Josefine legte mit peinlicher Sorgfalt ihre Serviette zusammen und erhob sich. Ihre Züge waren wieder starr und undurchdringlich geworden. Lautlos verließ sie das Zimmer.

„Du kannst im Vorbeigehen hinausrufen, daß man Licht bringe!" rief ihr Gilbert nach und wandte

sich dann an den Bruder: „Wir verrauchen doch hier noch ein Stündchen zusammen, nicht?“

„Ich danke, ich will mich doch lieber gleich zur Ruhe legen. Ich bin die ganze Nacht gefahren und jetzt totmüde. Josefine wird Dir wohl noch Gesellschaft leisten.“

„O die! Die ist viel zu apathisch zu einem zusammenhängenden Gespräch. Im Vertrauen, ich halte sie für ein bischen dumm, zumindest für gefühllos. — Sie muß überdies gleich die Nachtwache bei der Mama antreten“

„So, so!“

Roderich stand auf. Er wollte Josefine heute nicht mehr sehen. Diese Närrin, mit ihrem Urtheil über ihn und Renée! „Du wirst sie noch lieben . . .!“

Als er sich auf das ihm zugewiesene Zimmer begab, das eine Treppe höher lag, schmerzte ihn jeder Nerv. Auf seinem Bette litt er eine Stunde lang die Qualen eines Uebermüdeten, der doch keine Ruhe finden kann, bis er endlich in einen tiefen, bleiernen Schlaf sank, der nur Betäubung, aber nicht Erquickung war.

Gegen Morgen — das erste Grau schimmerte bereits durch die Spalten der Jalousien — wurde er durch ein starkes, hastiges Pochen an der Thür geweckt. Er hatte es eigentlich schon lange in seinem Schlummer gehört

ehe es ihm gelang, sich zu ermuntern. Als er öffnete, sah er einen Diener vor sich.

„Kommen Sie, Herr von Hünold! Jetzt ist's soweit."

„Wie? Was?" stammelte Roderich, in der Schlaftrunkenheit nicht gleich verstehend.

„Eilen Sie! Es ist höchste Zeit. Jetzt geht's zu Ende mit der gnädigen Frau."

Das rüttelte ihn auf. Er verlor keine Sekunde mehr mit einer unnöthigen Frage. Im Nu fuhr er in die Kleider und stürzte dann die Treppe hinab.

Im Salon, vor der Thür zu Frau Natalies Schlafgemach, drängte sich die ganze männliche und weibliche Dienerschaft des Hauses, flüsternd mit gefaltenen Händen und weit aufgerissenen Augen, aus denen ein neugieriges Entsetzen sprach. Sie wichen scheu aus, um dem älteren Sohn den Weg freizugeben.

An dem Bette standen Josefine, Gilbert und ein breitschulteriger Mann, in dem Roderich den Arzt vermuthete. Eine schwarze Gestalt, der Ortspfarrer, hatte sich hinter den Schirm der Nachtlampe zurückgezogen; seine Funktionen waren hier schon zu Ende.

Als Roderich herantrat, riß Natalie plötzlich die Augen auf, um sie sogleich wieder zu schließen. Sie sprach keine Silbe — aber nach einer kleinen Weile tastete ihre abgemagerte Rechte nach ihm hin. Es war nicht

zu erkennen, ob sie ihm damit ein Zeichen ihrer Verzeihung geben oder, an der Schwelle des Jenseits, ihr schweres Unrecht erkennen, die seine erbitten wollte. Roderich beugte sich nieder und küßte diese Hand — aber nicht mehr mit den Gefühlen, mit denen er das erste Mal an das Lager der Bewußtlosen getreten war. Was half es, wenn er sich innerlich schalt, daß sein Herz erkaltete! Er konnte es nicht hindern.

Gilbert, der auf der Seite gegenüber die andere Hand der Mutter umklammert hielt, nickte ihm mit feuchten Augen zu. Josefine, am Kopfende des Bettes stehend, war vielleicht noch etwas bleicher als sonst, aber in ihrem wie aus Stein gemeißelten Gesichte, an ihrem ganzen Körper regte sich keine Muskel. Die abgerissenen, röchelnden Athemzüge der Mutter machten Gilbert bis ins Innerste erzittern. Ab und zu schlug sie noch die Augen auf, doch an dem stieren, verglasten Blicke war zu erkennen, daß sie kein Bewußtsein mehr von ihrer Umgebung hatte. Ihre fieberheißen Finger krampften sich in regelmäßigen Intervallen zusammen, als wollten sie den sie umschlingenden Händen der Söhne ein Liebeszeichen zum Abschied geben. Jetzt drang ein schmerzvolles Stöhnen aus ihrer Brust, wurde schwächer, stockte mit dem Athem, so daß man sich schon mit zagen Blicken ansah: Es ist aus! — da kam

es wieder, heftiger, durchzitterte in langgezogenen, klagenden Tönen die dicke Luft des Zimmers und verlor sich wieder, in immer leiseren Seufzern, zum lautlosen Hauch. Ihre Augenlider sanken ein, die Fältchen im Gesicht zuckten kaum noch merklich, ihre Gelenke wurden schwer und steif. Alle standen regungslos da, die Blicke starr auf das erschrecklich hohle, gelblich graue Antlitz geheftet. Die beiden Söhne warteten mit vorgeneigtem Kopf auf ein abermaliges Lebenszeichen — bis sie fühlten, daß die Hand der Mutter, die sie umspannt hielten, starr wurde und keine eigene Wärme mehr hatte.

„Es ist vorbei,“ sagte die Baßstimme des Doktors.

„Sie ruhe in Frieden!“ lispelte der Pfarrer, während Gilbert auf die Kniee niederfiel und in Schluchzen ausbrach.

Roderich stand mit gesenktem Haupte, den Bruder ansehend — den Glücklichen, der weinen konnte!

Indessen ging Josefine hinaus, die Dienstboten hereinzurufen, die das Zimmer alsbald mit mehr oder minder lauten Wehklagen erfüllten. Besonders ein heuchlerischer Taugenichts von Pferdeknecht, der sich vordrängte, um von den Brüdern vor allen Anderen gesehen zu werden, verschwur sich hoch und theuer, Frau

Gräffer sei doch die beste, gütigste Herrin gewesen, die ein dankbares Andenken verdiene.

Roderich überließ Gilbert allein den Platz am Bette und warf sich selbst in einen Fauteuil nahe der Thür. Hier kauerte er sich zusammen und verfiel allmählig in eine Lethargie, in der die Dinge wie Nebelbilder an ihm vorüberzogen. Er sah die Domestiken aus- und eingehen, sah die Soutane des Pfarrers vorbeikommen und wie das Sterbegemach nach und nach vereinsamte.

Gegen sieben Uhr erschien Renée an der Seite einer kleinen, schmächtigen Matrone, wahrscheinlich ihrer Tante. Sie trugen schwarze Kleider. Tante Justine hing zitternd am Arm der Nichte und weinte leise in ihr Taschentuch. Rodrich ließ sie an sich vorüber; sie sahen ihn nicht. Er folgte ihnen mit den Blicken, nun wieder völlig Herr über seine Sinne. Gilbert lag noch immer neben dem Bette auf den Knieen, das Haupt dicht an der Brust der Toten in die Decke vergraben, und rührte sich nicht. Roderich wundert sich, daß er die Damen, die schluchzend und hüstelnd an das Bett traten, nicht bemerkte, und stand endlich — sehr widerwillig — auf, die beiden Fräulein de la Croix zu begrüßen.

Renée reichte ihm die Hand, mit der andern ihre Thränen trocknend. Dann lispelte sie mit einem schel-

mischen Seitenblick nach dem Bräutigam: „Er schläft.“

Warhaftig — Gilbert schlief! Die Müdigkeit hatte ihn mitten in seinem Schmerz überwältigt. Roderich rüttelte ihn an der Schulter und richtete ihn auf. Dabei begegnete er dem Blicke Renées — und wußte, was sie dachte.

Nein, wenn er es nicht schon gestern geahnt hätte, jetzt war es ihm gewiß: diese elegante Französin fühlte auch nicht einen Funken von Liebe für den Mann, den sie sich zum Gatten gewählt hatte . . .

Daß das ältliche Fräulein Justine, ein schwaches, durchaus unbedeutendes Geschöpf, von ihrer Nichte ganz und gar beherrscht wurde, das war gleichfalls auf den ersten Blick zu erkennen.

Was war das nur für ein Bann, den Renée nach allen Seiten ausübte! Roderich mußte wieder an das ominöse Wort denken: „Du wirst sie lieben...!“ — Oh!

Voll innerlicher Empörung beobachtete er die Komödie, mit welcher sie ihre Theilnahme an dem Schmerz des Bräutigams an den Tag legte. Ja, war denn Gilbert wirklich so blind, ein solcher — Dummkopf, daß er diesen Charakter nicht durchschaute? Und wäre es nicht eigentlich Bruderspflicht gewesen, ihm die Augen zu öffnen?

Ah pah! sagte sich Roderich im selben Athemzug. Wozu ereiferst Du Dich? Bist Du nicht schon wieder — Don Quijote? Die Wahrheit taugt nicht jedem, und er würde Dir's sehr wenig danken, wenn Du ihn aus seiner Blindheit rissest. Wir wollen und müssen uns unser Schicksal selber bereiten.

IV.

Es war eine höchst pompöse Feier, mit der Frau Natalie Gräffer in der Familiengruft beigesetzt wurde, ein förmliches Volksschauspiel, das auf Wochen hinaus den Gesprächstoff der Umgegend bildete.

Roderich fand durch Renées Haltung bei diesem Leichenbegängniß sein Urtheil über sie abermals bestätigt. „Ich werde sie lieben!“ wiederholt er sich noch öfters, aber nur um ein ironisches Lächeln an diesen Gedanken zu knüpfen. Wenn ihn damals, als ihm Josefine diesen Orakelspruch zugeschleudert, auch ein sekundenlanger banger Schauder ergriffen hatte, so lag die Schuld doch nur an dem Ueberraschenden dieser kühnen Behauptung und an der momentanen Stimmung Roderichs. Das Tageslicht kühler Selbstbetrachtung hatte diesen kurzen Spuk verscheucht. Trotzdem wurde ihm seine Lage von Tag zu Tag peinlicher, vor allem Josefines wegen. Obgleich sie ihn mit keinem Wort, keinem Blick an ihr damaliges Zwiegespräch erinnerte, wußte er doch, daß

sie ihn heimlich fortwährend beobachtete. Vielleicht nährte sie sogar — neue Hoffnungen? Das Menschenherz ist ja ein so unberechenbares Ding! Und wenn sie mit ihrem feinen Instinkt geahnt haben sollte, wie nahe Roderich an jenem Abend gewesen war, ihr eine freundlichere Zukunft, ein Leben an seiner Seite anzubieten — konnte sie sich jetzt, wo sie sich denn doch überzeugen mußte, daß er für Renée nur einen verächtlichen Groll hegte, nicht aufs neue einer verhängnißvollen Täuschung hingeben?

Ueberdies hätte sich Roderich ohne die Gegenwart dieser beiden Mädchen kaum wohler gefühlt. Er hatte am Sterbebette der Mutter die ernüchternde Einsicht erlangt, daß er in diesem Hause niemals etwas anderes als ein bloßer Kostgänger gewesen und seitdem ein völlig Fremder geworden war. Gilbert war ein Kind des Augenblickes, leicht geneigt, sich vom Zufall bestimmen zu lassen, wie die meisten heiteren Naturen, die von nicht selbst errungenen äußern Glücksumständen begünstigt sind. In seiner weichen Stimmung bei der Rückkehr des Bruders war sein Herz in den innigsten Verwandtschaftsgefühlen aufgeflammt, aber wenn er ihm auch so zugethan blieb, daß er vielleicht gewünscht hätte, Roderich möge sich an seiner Seite, in seinem Hause dauernd niederlassen, so würde er ihn doch

nach kurzer Entfernung eben so wenig vermißt haben, als die ganzen Jahre her. — War es diese Erkenntniß, was Roderichs Antheilnahme an dem Bruder und seinem Geschick zu einer kühlen Freundschaftlichkeit herabstimmte? Er konnte sich das nicht genau sagen, er fühlte nur, daß sie trotz ihres gegenseitigen Wohlwollens himmelweit von einander entfernt waren. Wenn nur wenigstens „diese Französin“ nicht gewesen wäre! Roderich machte es geradezu nervös, ihr jeden Augenblick zu begegnen, den einen Theil des Tages sie selbst und während des andern über sie sprechen zu hören. Er bestärkte sich immer mehr in der Meinung, daß er sie von Grund aus verachte, und doch, wenn sie nicht da war, wenn er mit Gilbert und Josefine schweigsam beisammen saß — da schien ihm das ganze Haus von einem entsetzlichen Gähnen erfüllt, alles ringsumher eng und öde zum Davonlaufen. Ja, wohl wäre er gerne davongelaufen, aber er hatte ja Gilbert dummer Weise gesagt, daß er sich für den ganzen Sommer zur Muße bereitet habe, und konnte nun kaum abreisen, ohne ihn zu beleidigen.

Wie immer man über Renée denken mochte, man mußte zugeben, daß sie ein höchst originelles Geschöpf sei. Sie war zuweilen phantastisch, bizarr, zuweilen wieder kühl berechnend, immer aber — verführerisch.

Ihre Fehler gestand sie mit einem naiven Cynismus ein, der alle Welt in Erstaunen setzen mußte und eine etwaige Anklage von vornherein entwaffnete. Josefine behauptete freilich, Renées Offenherzigkeit über die eigenen Schattenseiten entsprängen eben der raffinirtesten Koketterie; wie dem aber auch sein mochte, es war nicht zu leugnen, daß Gilbert recht hatte, wenn er die gelegentlichen moquanten Bemerkungen der Cousine mit dem lachenden Ausspruch abwehrte: „Ach was, es steckt eine verteufelt hinreißende Pikanterie in ihr!" — Es that ihm wohl, daß sie mit ihm „trostlos" war, als er eine Woche lang die Mutter beweinte, und daß sie mit tausend Tollheiten auf sein Verlangen einging, als er wieder das Bedürfniß fühlte, sich zu zerstreuen und zu erheitern. Ob sie seine Neigungen wirklich theile oder ob sie heuchle — darüber machte er sich nicht die geringsten Gedanken.

In der zweiten Woche nach Frau Natalies Begräbniß machte Roderich in der Begleitung des Stiefbruders seinen Besuch bei den Damen de la Croix. Renée hatte ihn längst dazu eingeladen; sie wolle ihm doch das „Eulennest" zeigen, wie sie das Besitzthum der Tante nannte. Er ging nicht ungern darauf ein. Es war doch wenigstens eine Abwechslung in diesem Leben, das ihm, in der Reaktion nach der anfänglichen

bedrückenden Spannung, allmälig monoton zu werden begann. Zudem war ihm die Gegend noch unbekannt. Frau Gräffer hatte die Villa daselbst erst vor vier Jahren gekauft.

Die Bezeichnung Eulennest für den Sitz der beiden Französinnen war nicht ungerechtfertigt, denn die weitaus größere Hälfte der Halbruine wurde von den Nachtvögeln bewohnt. Das Ganze war der Ueberrest einer deutschen Ritterburg, die zur Zeit der Annexion des Elsaß unter Ludwig XIV. verbrannt und erst nach fast einem Jahrhundert zum Theile restaurirt worden war. Die de la Croix überkamen das interessante Bauwerk unter anderem vor etwa achtzig Jahren, als Entschädigung für die vom Konvent konfiszirten und zertrümmerten Familienbesitzungen in der Bretagne. Damals hatten noch weitläufige Güter zwischen dem Rhein und der Ill dazu gehört, aber die waren längst bis auf die letzte Ackerkrume verpufft.

An Romantik ließ der alte Ueberrest einstiger Herrlichkeit allerdings nichts zu wünschen übrig. Dichter Epheu umwucherte den ganzen Bau, die verwitterten, hie und da noch rauchgeschwärzten Trümmer, wie die Mauern des noch leidlich bewohnbaren Theiles. Dieser enthielt im ersten Stockwerk die drei Zimmer

der Damen, die durch einen Korridor mit dem hochaufragenden Thurm in Verbindung standen, der, über die Baumriesen des verwahrlosten Ueberbleibsels vom ehemaligen Schloßpark hinweg, zum Rhein hinüberblickte.

„Nicht wahr, ein artiger Trödel?" sagte Renée, als sie die Brüder in das sogenannte Empfangszimmer der Burgruine führte, und wies mit verächtlicher Gebärde auf die verblaßten Stoffmöbel à l'Empire.

Roderich fand die wurmstichige Einrichtung sehr interessant und widmete ihrem Antiquitätenwerth eine umso rührigere Lobrede, als er bemerkte, daß das gute Fräulein Justine die Worte der Nichte abseits mit dem trüben Lächeln einer schwachen Seele aufnahm, die schweigend dulden muß, daß man die ihr liebgewordenen Reminiscenzen schmäht. Sie lohnte ihm auch mit einem dankbaren Blick.

„Freilich, hier ist kein Aufenthalt für eine freudige Jugend," sagte sie dann in ihrem altjüngferlich zirpenden Ton, dessen unerschöpfliche Sanftheit immer um Entschuldigung zu bitten schien. „Gottlob vergönnt uns das herrliche Wetter, Ihnen draußen eine angenehmere Umgebung zu bieten! Kommen Sie doch, in den Sonnenschein, ins Grüne!"

Roderich bat aber, sich innerhalb dieser denkwürdigen Mauern noch weiter umsehen zu dürfen. Er

wolle wenigstens noch den Thurm besteigen, von dem aus sich eine prächtige Fernsicht biete, wie man ihm gerühmt habe.

„Nun, so kommen Sie, Sie Schwärmer!“ lachte Renée. „Ich werde Sie führen.“

Roderich blickte fragend nach Gilbert, aber der lehnte ab; ihm seien ja diese Räume nichts Unbekanntes, und Fräulein Justine fühle mit ihrer Anlage zur Migräne gewiß auch keine Lust, die steile Thurmtreppe zu ersteigen.

So blieb Roderich nichts übrig, als Renée allein zu folgen, während Gilbert der Tante den Arm bot, um sie in den Garten hinabzuführen. Dort hatte die alte Magd, die im Erdgeschoß ein halb verfallenes Gelaß bewohnte, auf einem idyllischen, schattigen Plätzchen einen Imbiß für die Gäste bereitgestellt.

„Monsieur Gilbert liebt noch mehr als ich die Bequemlichkeit, wie Sie sehen,“ spottete Renée, indem sie mit ihrem Begleiter den kahlen, düsteren Gang durchschritt, der nach dem Thurme führte. „Ich glaube übrigens, er fürchtet sich auch — vor den Spinnen.“

Roderich erwiderte nichts. Die dumpfe Luft in dem modrigen Raume, dessen Fensterlöcher der Epheu verdeckte, beengte ihm die Brust. Hätte er nicht auch für sich den Spott dieses Mädchens gefürchtet, so wäre

er vielleicht noch umgekehrt. Ihre Gesellschaft bedrückte ihn jetzt, und nicht allein deshalb, weil sie ihm aufs neue einen Beweis gegeben hatte, wie wenig Herz sie ihrem Bräutigam entgegenbrachte, der doch sein Bruder war.

Als sie die kleine Bretterthür öffnete, die auf den Absatz der Thurmtreppe ging, blieb er wirklich zögernd stehen.

„Sie sind doch schwindelfrei, Herr Schwager?“

Er biß sich auf die Lippe und ging voran, mechanisch, als folge er nicht ganz seinem eigenen Willen.

Die Treppe wand sich in halsbrecherischer Steigung hinan, immer höher und höher und schien kein Ende nehmen zu wollen. Roderich athmete schwer, ein unerkärliches Etwas umnebelte ihm das Haupt. Wahrhaftig, er war nicht — „schwindelfrei“! Die Stufen schienen sich unter seinen Füßen zu lockern, er mußte sich fortwährend an der feuchtkalten, rissigen Mauerrundung emportasten, um sich die Gewißheit eines festen Haltes zu verschaffen. Er spürte den Widerhall von den Schritten der ihm Folgenden in seinem ganzen Körper, ein heißer, betäubender Duft umfing ihn und schien ihn nach oben zu drängen. Es

war, als triebe ihn der Athem dieses Mädchens mit dämonischer Gewalt vorwärts.

Endlich war man oben, in einem runden, niedrigen, erstickend heißen Gemache, dessen feuchtfleckige, vielfach gesprungene Decke an den Rändern bereits vom Thurmdache abgeschrägt wurde. Roderich athmet tief auf.

„Wieviel Stufen waren das?“ fragte er, nur um irgend etwas zu sagen, da ihm sein langes Schweigen lächerlich vorkam.

„Einhundertundsechsundsiebzig.“

„Wahrhaftig?“ — In Wirklichkeit aber hätte er sich nicht gewundert, wenn sie tausend gesagt hätte.

„Dies, meine Herrschaften, ist in alten Zeiten der Lug-in's-Land der ehrbaren Sippe gewesen, die auf diesem Schlosse hauste!“ erklärte Renée mit erhobener Stimme, wie ein zünftiger Fremdenführer, der sein Sprüchlein ableiert. „Hier hat die züchtige Frau Ritterin nach dem Eheherrn ausgespäht, wenn sie ihn von der Jagd oder gar aus fernem Morgenlande zurückerwartete.“

„Heute würde sie sich vielleicht nicht mehr die Mühe geben, darum die einhundertsechsundsiebzig Stufen heraufzuklimmen,“ entgegnete Roderich und

trat durch die einzige, rahmenlose Oeffnung in der runden Mauer auf einen eisernen Altan hinaus, der nach Osten sah.

Der Genuß des entzückenden Fernblickes von dieser Stelle aus wurde jedoch durch die Gefahr beeinträchtigt, die hier drohte. Das Geländer des Altans war nämlich zum größten Theil abgebrochen und bot der Hand kaum mehr einen Stützpunkt.

Roderich schauderte als er in die grausige Tiefe hinabblickte, und staunte über die Unerschrockenheit seiner Begleiterin, die sich hier ebenso leicht und graziös bewegte wie auf dem Salonparkett, das sonst ihre einzige Domäne schien.

„Das mißt so ungefähr sechs Stockwerke," sagte sie leichthin. „Wenn das Ding da mit uns einbräche, getraute ich mich für unsere Gesundheit nicht zu bürgen."

Dabei trippelte sie mit ihren niedlichen Füßchen ganz tapfer auf dem eisernen Boden, daß er zitterte und hell erklang. Roderich erfüllte dieser herausfordernde Leichtsinn mit Erbitterung und zugleich mit widerwilliger Bewunderung. Wieder war es ihm, als wäre er der Spielball in der Hand einer unwiderstehlichen Macht, die ihm bei allem Abscheu einen gewissen fieberischen Enthusiasmus abnöthigte.

Sapristi! Es lag doch Rasse in diesem bizarren Geschöpf.

„Warum diese Schwermuth, mein Freund?“ lachte Renée. Ihre Stimme hatte auf dieser luftigen Höhe einen ganz eigenen, zauberischen Klang. In ihren wasserklaren Nixenaugen sprühte eine diabolische Lust. Ein frischer Wind vom Rhein her spielte mit ihrem halb aufgelösten rothen Kraushaar, als wirble er züngelnde Flammen auf. — „Ihr ahnungsvolles Herz spürt wohl irgend einer elegischen Geschichte nach, die vor so und so viel Jahrhunderten an dieser Stätte passiert sein mag? In der That giebt es kaum eine deutsche Burgruine die nicht solch ein romantisches Histörchen aufzuweisen hätte. Schade, daß ich mich um die Sagen-Chronik dieses Thurmes nicht mehr gekümmert habe! Aber vielleicht kann ich Ihnen mit einer Stegreifgeschichte dienen. Sie können sie mit ebenso gutem Glauben hinnehmen, wie die meisten Erzählungen, die Ihnen auf Ihren berühmten alten Schlössern vorgesetzt werden. Nehmen wir also an, hier habe einst ein schönes, unglückliches Edelfräulein geseufzet. Verschmähte Liebe natürlich war der Grund. Und als man ihr eines Tages die Kunde brachte, daß der Herzgeliebte da drüben, jenseits des Rheins, einer Anderen die Hand zum ewigen Bunde gereicht habe,

da rief die Holde seinen Namen zum letztenmale mit verzweifelndem Schmerze in die Lüfte, schwang sich über das Geländer — das damals natürlich noch in besserem Zustande war als heute — und zerschmetterte sich die zarten Glieder in diesem Abgrunde. — Nun, verstehe ich mich nicht auch auf deutsche Dichtkunst?"

Roderich hatte keines ihrer Worte verloren, ihre Stimme umrauschte ihn wie Sirenenmusik. Er wußte, ohne daß er ihr einen Blick schenkte, daß sie nie verführerischer ausgesehen habe als in dieser Minute — und gerade deshalb sah er unverwandt in die gähnende Tiefe vor sich hinab. Eine Ideenverkettung führte ihn in seine Knabenjahre zurück. Er erinnerte sich, wie oft und wie gerne er vom Thurm des Straßburger Münsters hinabgesehen und dabei immer mit dem grausamen Gedanken gespielt hatte: wenn ich nun da hinunterspränge . . . ! Mit süßen Schauern hatte er sich die gigantische Luftreise vorgespiegelt, bis ihn ein grauser Schwindel von der Brüstung zurückgetrieben hatte. Heute prickelte wieder diese Lust aus seiner Knabenzeit in ihm auf.

„Hat Ihnen mein Märchen nicht gefallen, Roderich?" ertönte die berückende Altstimme der Französin dicht an seinem Ohr, und zugleich fühlte er, wie sich ihre kleine Hand auf seine Schulter legte.

Er drehte sich um und maß die tannenschlanke, biegsame Erscheinung mit funkelnden Blicken. Ja, dieses Weib war teuflich schön! Und was brauchte es um den Schluß ihres Märchens in die Wirklichkeit zu übersetzeu? Ein Ruck — und der zierliche Gliederbau zerschellte da unten bis zur Unkenntlichkeit! Und wenn er es thäte, wenn er dieser plötzlichen Anwandlung von Mordgier Folge gäbe? Ha, wäre es am Ende nicht ein Werk heroischer Tugend gewesen? Diese Circengestalt athmete ja Unheil und Verderben!

Er trat mit bleichem Gesichte zurück, von demselben Schwindel ergriffen, der einst den Knaben auf dem Münsterthurm berauscht hatte. Um Himmels willen! er durfte nicht weiter denken, es zuckte schon in seinen Fingern; noch eine Sekunde diese verrückte Idee im Kopfe -- und sie wurde zur That!

„Gehen wir hinein — ich bitte Sie!“ flüsterte er mit bebenden Lippen und wandte sich nach dem Thurmzimmerchen zurück.

Leichtfüßig wie eine Gazelle folgte sie ihm nach. Auf der breiten Schwelle faßte sie ihn am Arm und zwang ihn, sich nach ihr umzudrehen. Ihr trillerndes Lachen ließ ihre Kehle erbeben, als spielten Perlen unter der durchsichtig zarten Haut.

„Wollen Sie wetten, Roderich, daß ich weiß was sie sich soeben dachten? — Ihr Auge hat mir's verrathen; Herrgott, was für ein höllischer Blick! — Sie kämpften mit dem Verlangen, mich da — hinunterzustoßen, nicht wahr?"

Eine seltsame Wuth zuckte plötzlich in ihm auf. Er faßte mit derber Faust das Handgelenk Renées, um sich von ihrer Berührung zu befreien. Da stieß sie einen leisen Schrei aus, die Blässe eines jähen Entsetzens verwandelte ihre eben noch lachende Züge; sie mißverstand ihn, glaubte, er wolle sie, vielleicht von momentanem Irrsinn gepackt, in der That von der Altane hinab schleudern.

Und war es nicht auch wirklich Irrsinn, was ihn anfiel? — Mit einem seltsamen Röcheln aus tiefster Brust schlang er die Arme um sie, zog sie an sich und preßte seinen Mund auf ihre schwellenden Lippen, so jeden Laut von ihnen erstickend. Es flimmerte ihm vor den Augen, das Blut brauste ihm in den Ohren, er konnte weder sehen noch hören, ob sie sich wehrte, der Druck seiner Muskeln war so stark, daß er ihre Bewegung nicht fühlen konnte; er spürte nur den warmen, weichen Körper in seinen Armen, den Hauch ihres Mundes auf seinem Gesichte — süß und verderblich wie die Sünde — und konnte, konnte nicht

anders, als sie wieder küssen — und wenn der Tod darauf gestanden hätte!

Dann stieß er sie brutal zurück und floh, ohne sich umzusehen, wie von Furien gehetzt, die Thurmtreppe hinab.

„Kain!“ schrie es in ihm.

Es war nur ein Wunder, daß er nicht stürzte.

* *
*

Im Parke schritt Hünold mechanisch auf den steinernen Tisch zu, an dem der Bruder mit Justine saß. Er dachte jetzt nicht an weitere Flucht; es war, als triebe ihn sein Gewissen oder sein Verhängniß gerade an diese Stelle.

„Wie verstört Du aussiehst!“ bemerkte Gilbert lächelnd. „Haben Dich die Gespenster der Thurmruine geneckt? Es giebt Leute, die an solche ernstlich glauben.“

Roderich verzog den Mund zu einem geistlosen Lächeln. Die Zunge klebte ihm am Gaumen: er konnte nichts sagen. Zu seinem Glück kam ihm jetzt die gute alte Jungfer zu Hilfe.

„Die endlose Wendeltreppe hat Sie schwindlig gemacht. Ja, sie ist nicht ungefährlich zu besteigen, zumal wenn man es nicht gewohnt ist. Kommen Sie,

Herr von Hünold, und stärken Sie sich an einem Täßchen Kaffee! Die frische Luft wird dann das Uebrige thun.“

Roderich verneigte sich dankend und zog sich einen der Gartenstühle heran. Aber er setzte sich nicht. Er hörte die raschen Schritte Renées hinter sich. Jetzt verfluchte er erst die unbegreifliche Gedankenlosigkeit, die ihn an diesen Tisch geführt hatte. Was wollte er da? Wie war er eigentlich hierher gekommen?

Er wagte es nicht, sich nach der Herankommenden umzusehen. Mit rasender Angst zählte er ihre Schritte.

In der nächsten Sekunde wird sie da sein, in Empörung ausbrechen, daß sie ihn hier wieder antrifft, und ihre Miene wird errathen lassen, was geschehen ist. Da — malte sich nicht schon eine drohende Befremdung im Gesichte des ihr entgegensehenden Gilbert? Roderich fühlte, wie ihm die Zähne aneinanderschlugen. Hätten ihn Gilbert und Fräulein Justine in diesem Momente beobachtet — seine Haltung würde ihn vor ihnen angeklagt haben. Er stand wie gelähmt, in unmittelbarer Erwartung des niederschmetternden Streiches.

Erst Renées Stimme, ihr völlig unbefangener Ton löste diese Erstarrung und hauchte ihm wieder Athem ein.

Sie lachte und plauderte, neckte sich mit dem Bräutigam und lobte den Kaffee der Tante — und Roderich griff sich an den wirbelnden Kopf und fragte sich, ob er die Scene in der Thurmmansarde nicht bloß geträumt habe. —

Nachts in seinem Bette hielt Hünold ein „vernünftiges Selbstgespräch", dessen Resultat der Vorsatz zur Abreise in den nächsten Tagen war. Es war ein Gebot seiner Mannespflicht. Nur über die Art der Vorbereitungen dazu konnte er sich nicht klar werden. Aber das mußte sich schließlich finden. Wenn es nicht anders ging, so war er entschlossen, sich erst hinterher, brieflich, mit plötzlichen Geschäften zu entschuldigen. Mochte Gilbert dann denken, was er wollte; sie waren, wie vorher, geschiedene Leute, und darum handelte es sich ja allein.

Doch die Schwierigkeiten, die in den Reflexionen der Nacht leicht zu überspringen geschienen hatten, stellten sich am Tage weit bedenklicher dar. Nein, heute fand sich absolut keine Gelegenheit, das Zelt abzubrechen; vielleicht morgen! Und so ging es weiter bis sich Roderich zu der Ansicht bequemte, daß seine

augenblickliche Abreise doch nicht so unbedingt nöthig sei. Ja, wenn eine Gefahr zu weiteren Verirrungen vorhanden gewesen wäre . . .! Aber da hatte er wahrlich nichts zu besorgen. Es lief alles in den alten Geleisen. Renée nahm jenen delikaten Vorfall als nicht geschehen, nichts an ihr verrieth, daß sie den leisesten Gedanken daran bewahre. Uebrigens wich ihr Roderich jetzt sehr sorgsam aus — sorgsam auch in der Beziehung, daß sogar die argusäugige Josefine nichts Auffälliges darin finden konnte. Die vollkommen gelassene Haltung dieses Mädchens trug überhaupt sehr viel zu seinem eigenen Gleichgewicht bei. Wenn selbst Josefine nicht „Zündstoff" in der Luft witterte, ja dann war ein solcher — gar nicht vorhanden und ihn quälten nur Einbildungen.

Dessenungeachtet ging er der Französin noch eine Weile aus dem Wege — bis auch da die leidige Gewohnheit, das Nivellierende der Alltäglichkeit wirkte. Bald fand er es sogar kindisch, sich einem harmlosen Verkehr mit der künftigen Schwägerin eine Zeit lang entzogen zu haben. Alle Wetter! wäre das nicht eben feig gewesen, das gerade Gegentheil der männlichen Stärke, die er bei der damaligen großen „Einkehr in sich selbst" pathetisch aufgerufen hatte? Nein, wirkliche Stärke ist es vielmehr, den Dingen beherzt zu

Leibe gehen. Und siehe da, jetzt, wo er es that, erwies sich der vermeintliche böse Geist in seinem Innern als ein leerer Popanz.

„Ich werde sie lieben,“ wiederholte er sich jetzt abermals mit innerlichem Spott. „Wenn die unbegreifliche Ausschreitung jener Minute im Thurmgemache nicht einer plötzlichen Geistesstörung entsprang, dann müßte ja die dumme Weissagung Josefines an mir schon in Erfüllung gegangen sein. Und — liebe ich „sie“ etwa? Lächerlich! . . . .“

Die Damen de la Croix kamen fast jeden Abend in die Gräffersche Villa herüber. Das herrliche Wetter gestattete, daß man das gemeinsame Souper im Garten einnahm. Das waren Stunden, in denen ein zufälliger Beobachter ein Bild lieblichster Harmonie zu schauen hätte glauben können. Roderich erzählte von seinen Erlebnissen oder las aus einem Buche vor, und die Anderen hörten ihm mit Interesse zu: Gilbert und Renée dicht aneinandergeschmiegt, aber ohne jenes verliebte Getändel und Gekose, das für unbetheiligte Zeugen immer etwas Verletzendes hat, und das auch zu ihren Trauerkleidern nicht gut gepaßt hätte; Fräulein Justine mit im Schooß gefalteten Händen ihren wehmütigen Traumereien nachhängend, Josefine am Ende des Tisches mit einer Handarbeit beschäftigt,

wenn sie nicht mit der Bereitung der Erfrischungen nach dem Dessert zu thun hatte, denn nach der eigentlichen Mahlzeit behalf man sich ohne die störende Dienerschaft.

Und doch war in dieser idyllischen Gruppe — Gilbert vielleicht der Einzige, der das anscheinend einheitliche Behagen wirklich genoß. Roderich fühlte sich fremd, Renée unterdrückte hinter der lächelnden Maske oft ein Gähnen, das arme alte Schloßfräulein gedachte mit heimlichen Seufzern ihrer Wirthschaftsrechnungen, die zum größten Theile aus — leider unbezahlten Posten bestanden, und Josefine wob wie die Parze finsteres, bitteres Sinnen in die Maschen ihrer Häkelei.

Eines Abends galt es, wie Renée sagte, ein „Komplott“ gegen die Tante einzufädeln.

Fräulein Justine hegte die Hoffnung, daß Gilbert nach der Hochzeit ihre Gläubiger abfertigen werde, die nur in dieser Aussicht mit ihren längst überreifen Forderungen noch zurückhielten, und daß er ihr eine nothdürftige Restauration der alten Burg gestatten werde. Von dem Plane, ihr in einem Neubau, an der Stelle der demolierten Ruine — in Renées „Bijou“ — ein Asyl zu bieten, wußte sie noch nichts. Nun aber galt es, ihr diese Idee näher zu bringen. Tags zuvor war

im Erdgeschoß des Thurmes ein Theil der Decke abgefallen und ein weiterer Einsturz zu befürchten gewesen. Heute hatte die bedrängte Dame mit Mühe und Noth den wenig kreditfreundlichen Zimmermann bewogen, an der gefährdeten Stelle Stützbalken anzubringen — „zum Nothbehelf, bis ein Ingenieur aus Straßburg die gründliche Reparatur vornähme", was, wie sie hoffte, ja in wenigen Wochen sein konnte.

Und nun wollte ihr Gilbert mit schonender Delikatesse seine und Renées gegentheiligen Projekte entwickeln.

Josefine mußte schon früher eingeweiht worden sein, denn sie war die erste, die sich nach beendetem Mahle erhob, um die Gaisblattlaube zu verlassen. Gleich darauf fühlte auch Renée Sehnsucht nach der kühleren Luft und dem Mondschein da draußen.

Sie hatte sich noch nicht weit entfernt, als sie zurückrief:

„Roderich! Ach bitte, wie nennen Sie dieses Kraut da? Ich habe es hier noch nicht gesehen."

Hünold mußte ihr folgen. Bei der Wegbiegung, die sie dem Gesichtskreis der beiden in der Laube Zurückbleibenden entzog, legte sie den Finger an den Mund und flüsterte ihm hastig zu, um was es sich zwischen Gilbert und der Tante handle, und daß es

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

geboten sei, daß kein Drittes die diplomatische Aktion störe.

„Man wird uns schon rufen, wenn das Werk gelungen ist.“

Roderich lächelte. „Ich verstehe. — Sie fürchten vielleicht, Fräulein Justine könnte an mir einen Ihnen unwillkommenen Rechtsbeistand finden?“

Sie zog mit schroffer Miene die Augenbraunen hoch. „O! Das würde ihr doch nichts helfen. Unser Entschluß steht felsenfest.“

„Wirklich? Und empfinden Sie nicht, daß Sie damit eine Grausamkeit gegen dieses arme schwache Wesen begehen?“

„Was wollen Sie?“ entgegnete sie gelassen, indem sie dicht an seiner Seite den mondbeschienenen Kiesweg zum Teiche hinabschritt. „Der Schwache wird vom Starken, der Starke vom Nochstärkeren verschlungen. Das ist ein Naturgesetz“

„Ganz richtig.“ — Ein beißender Sarkasmus lag in seinem Ton. — „Das Schlagwort vom Kampf ums Dasein dominiert in unseren Tagen auf allen Gebieten. Ueber die Empfindsamkeit eines früheren Zeitalters lächelt jetzt schon das Kind. Und Sie rühmen

sich ja, durchweg auf dem Boden der Gegenwart zu stehen."

„Ich weiß nur, daß ich die Dinge so betrachte, wie sie wirklich sind. Ist das ein Fehler? — Gestehen Sie es doch, daß Sie genau so denken wie ich! Nur von der Frau verlangt Ihr, daß sie stets in einem Wolkenkuckuksheim lebe, und dies eben auch aus dem selbstsüchtigen Grunde, um Euch selbst desto stärker zu fühlen."

Er schwieg. Eine Weile hörte man nur das Knirschen ihrer Schritte auf dem Sande. Da legte sie in ebenso zarter als unbefangener Weise ihre Hand in seinen Arm.

„Fragen Sie einmal allen Ihren Schmerzen nach, Roderich, und Sie werden finden, daß sie zum größten Theil aus der unseligen Sentimentalität entspringen, die ich ein Nationalübel von Euch Deutschen nennen möchte. Wirklicher Lebensgenuß ist Euch Allen fremd. Und doch sind Sie eigentlich eine starke Natur — sobald Sie nur wollen, sobald Sie sich entschlossen haben, Ihren Empfindungen auf den Grund zu gehen."

„Was nennen Sie — eine starke Natur?"

„Die den Muth ihres Temperamentes hat. Und

ist es nicht eben das, was Ihnen zum Beispiel — an mir gefällt?“

Er ließ rasch den Arm sinken, daß ihre Hand herabfiel. Sie waren jetzt am Teiche angelangt. Das volle Mondlicht spielte auf dem Wasser und wob bläuliche Nebel um die hochaufragenden Bäume, die den Platz ringsum wie Mauern umschlossen. Alles schien im Schlummer zu liegen, nur der Wind säuselte hie und da durch die Blätter, und drüben im fernen Busch sang eine Nachtigall.

Es war eine leise Angst in der Miene, mit der Roderich das Mädchen vor sich anstarrte — als wäre es ein Schemen, soeben diesem magisch beglänzten Wasserspiegel entstiegen. Weiß wie Wellenschaum schimmerte der graziöse Hals über dem engen schwarzen Kleide. Das feine Gelock ihres goldrothen Haares bildete den entzückendsten Rahmen zu einem Gesichte, wie es Hünold — dem Maler des „nordisch Kalten“ und „südlich Dämonischen“ — in seinen wildesten Phantasieträumen nicht vorschweben konnte. Die leicht geöffneten, schwellenden Lippen, zwischen denen ein feuchter Perlenglanz aufblitzte, schürzte ein leiser Spott. Und die Augen, die Augen! Was lag nur in diesen Sternen, die in einer abgrundtiefen, farbelosen Fluth zu schwimmen schienen?

Und berückender Sirenensang klang jetzt in ihrer gedämpften Stimme.

„Es graut Ihnen schon wieder vor mir? Es wandelt Sie vielleicht die Lust an, mich da ins Wasser zu werfen, sowie Sie mich neulich im Abgrunde vor unserem Eulenthurm zerschmettert — haben . . ."

„Um Himmels willen! Ich beschwöre Sie, Renée, erinnern Sie mich jetzt nicht daran!"

„Warum nicht? Die — Reue ist ja ein so tugendliches Gefühl. Kommen Sie, ich will Ihnen helfen, mit Ihnen ins Gericht zu gehen! Oder genügt Ihnen schon die schwächliche, feige Beschönigung, mit der sich die kleinen Geister aus einer Schuld herauszutüfteln wissen?"

Roderich bog den Kopf in den Nacken, als scheue er vor einem drohenden Angriff zurück. Er fühlte, wie ihm das Blut aus dem Gesichte wich. Dieses Weib! Es las in der verborgensten Tiefe seines Innern.

„Was sehen Sie mich so wunderlich an?" fragte sie plötzlich in verändertem Ton, mit abweisender Kälte „Sie werden mich doch nicht ernstlich glauben machen wollen, daß ich mich vor Ihnen zu — fürchten hätte? Sie fürchten sich ja vor sich selber."

Dabei machte sie eine Wendung, um auf dem nächsten Wege umzukehren. Er trat ihr entgegen.

„Das ist nicht wahr," sagte er rauh, „ich bin nicht feig, ich bin kein Schwächling wie — der Andere. Ich stehe für meine Handlungen ein, auch wenn es — Verbrechen wären. Soll ich es Ihnen beweisen?"

„Ah, sehen Sie, jetzt bekomme ich doch recht! Es steckt ein Kern in Ihnen, der einem Bewunderung abnöthigen könnte. Selbständigkeit ist immer mindestens interessant. — Aber nun lassen Sie uns gehen, es ist kühl geworden, und die guten Leutchen dort drüben werden sich wohl schon so weit verständigt haben, daß wir nicht mehr zu stören fürchten müssen!"

„Renée, Sie verhöhnen mich!"

„Wieso?"

„Sie behandeln mich wie einen Schulknaben."

„Ei!"

„Reden Sie doch gerade heraus!" rief er, durch ihren Ton aufs äußerste gereizt, und faßte sie mit ehernem Griff am Handgelenk. „Sie folgen doch sonst der Maxime, man dürfe alles sagen, was man fühle. So bekennen Sie denn: Sie machen sich über mich ebenso lustig wie über — Ihren Bräutigam! Nicht wahr?"

„Was fällt Ihnen ein? Was wollen Sie? Lassen Sie mich los, Sie thun mir weh!“

Er fing auch ihre andere Hand, mit der sie die eine befreien wollte, und sah ihr mit loderndem Blicke ins Gesicht.

„Und mir, glauben Sie, mir thun Sie nicht weh? Bei Ihnen braucht es erst den physischen Schmerz dazu. Sie sind eine falsche, herzlose Kokette!“

Sie runzelte drohend die Braunen. „Soll ich um Hilfe rufen?“

Er ließ sie los. „Glauben Sie nicht, daß mir daran etwas läge. Ich hätte sogar ein Verlangen nach etwas — Emotion. Wenn Gilbert nur nicht eine solche Molluskennatur wäre —!“

Er kehrte ihr den Rücken und ging davon. Aber schon binnen kurzem verlangsamte sich sein Schritt. Er hörte nichts hinter sich. Renée stand also noch immer an der alten Stelle. Ein prickelndes Gefühl regte sich in ihm und zwang ihn, sich umzusehen.

„Roderich!“ sagte sie leise — wie weich und süß! — und streckte ihm die Hand entgegen. „Ich habe Ihnen wirklich — weh gethan?“

Mit drei Sätzen war er wieder an ihrer Seite.

„Renée! Renée!“ flüsterte er erschüttert und nahm

abermals ihre Hände. Jedes weitere Wort erstickte ihm in der Kehle.

Sie sah ihn lange, mit einem unbeschreiblichen Lächeln an, dann schmiegte sie sich an seine Brust — langsam, behaglich, mit dem vollen Bewußtsein ihrer Lage. Er drückte die fieberischen Lippen in ihr weiches Haar, Ort und Zeit und sich selber in einem wahnsinnigen Taumel vergessend. Sie hob das Köpfchen, legte die Hände um seinen Nacken und küßte ihn mit einer gewissen Feierlichkeit auf den Mund.

So — ergriff sie Besitz von ihm . . .

Plötzlich ließ sie ihn los und sah erschreckt hinter sich.

„Mein Gott! Was war das? Haben Sie gehört? Dort drüben raschelte es in den Zweigen. Ich glaube, auch schon früher —“

„Ach, ein Vogel, den wir im Schlummer gestört haben — oder sonst ein Gethier!“

Er wollte sie aufs neue an sich ziehen, aber sie wehrte ihn ängstlich ab. Da lächelte er, befriedigt über diese Regung von Furcht, die sie jetzt, als schwaches Weib, doppelt reizend erscheinen ließ.

„Wir müssen zurück!“ raunte sie ihm zu und eilte schon voran. „Komm!“

Er folgte ihr, wonnetrunken, mit fliegenden Pulsen. Wahrhaftig Komm! hatte sie gesagt, also: Du!

In dem Lichtstreifen, den die Lampe aus der Laube herauswarf, standen zwei Schatten, von denen ihnen jetzt der eine rasch entgegenkam. Es war Gilbert.

„Es ist geschehen!“ sagte er bedeutsam.

Diese Worte fanden in Roderichs Seele ein bebendes Echo: Ja, es war geschehen — das Verbrechen! — Freilich, so mußte es kommen. Jetzt wußte er auch, daß er es insgeheim, wenn auch uneingestanden, schon seit dem ersten Tage kommen gefürchtet hatte. Wäre er nicht eigensinnig, nicht vielleicht sogar ein bißchen — neugierig gewesen, so hätte Josefines Prophezeihung den Mahner in seinerBrust erwecken müssen. Ob mit Erfolg? Eigentlich nein, denn seinem Schicksal kann man nicht entgehen. „Du wirst sie lieben!“ das war kein Mahn- oder Drohwort gewesen, sondern — ein Urtheil.

Jetzt kam auch die Tante Justine heran, mit ihrem schmerzlich-schüchternen Lächeln, eine letzte Thräne von der blassen Wange wischend, und bestätigte mit einem resignierenden Kopfnicken die Botschaft Gilberts.

Sie hatte sich gefügt. Im Spätherbste sollte die Burgruine abgebrochen werden. Die Frist bis dahin

war das Einzige, was sie durchgesetzt hatte; sie wollte den letzten Sommer noch ganz in den geliebten alten Räumen verbringen.

Hünold gab ihr die Hand und dabei in Gedanken das Versprechen, daß sie sich von der Stätte ihrer Jugendjahre nicht zu trennen brauchen werde. Jetzt konnte er ihr ein solches Versprechen geben, denn nun — entschied wohl er über ihre Zukunft.

V.

In dieser Nacht kam Roderich mit sich ins Reine. Jetzt war keine Spur von Zagemuth in ihm, jetzt gab er sich nicht mehr mit mühsamen Trugschlüssen ab. Er wollte das Renée gegebene Wort halten: für seine Thaten einstehen „und wenn es Verbrechen gewesen wären.“ Aber warum Verbrechen? Wirklich, ein lächerlich „sentimentales“ Wort! Er folgte ja nur seinem Stern; und wars ein Unstern — gleichviel, er konnte nicht mehr zurück!

Jetzt wollte und durfte er sich auch nicht wieder die Frage vorlegen, ob Renée imstande sei, ihm oder überhaupt einem Manne, ein wirkliches Glück zu schenken; sie waren nun einmal aneinander gekettet und durften nicht zögern, es vor aller Welt zu bekennen. Da konnte ihm keine Rücksicht auf den Bruder mehr gelten, da mußte er sich auf das „Recht des Stärkeren“ stützen. Was war auch dabei? Eine Verlobung wurde gelöst — das ereignet sich alle Tage — und der eine

Theil ging eine andere Verpflichtung ein. Und schließlich — was raubte er denn eigentlich dem Stiefbruder? Gilbert war gewiß eine zu oberflächliche Natur, um von Renée anders als durch einen ganz flüchtigen, eitlen Reiz gefesselt zu werden. Sein Verlöbniß war im Grunde nur eine Konvenienz-Verbindung, in erster Linie von seiner Mutter angeregt, wie unlängst Josefine so beiläufig hingeworfen hatte. Frau Natalie hatte nämlich den Plan verfolgt, ihrem Lieblingssohne einen Adelstitel zuzuwenden, wie ihn sein Vater schlechterdings nicht mehr hatte erreichen können. Da nun das Geschlecht der de la Croix im Mannesstamme erloschen war, war gegründete Aussicht vorhanden, daß Gilbert durch seine Heirath die attributive Uebertragung dieses Namens auf seine Person durchsetzen würde. Bei ihm also stand mit der Wandlung der Dinge kaum mehr als der Ehrgeiz in Frage, bei dem Bruder dagegen — das ganze Ich. Denn Roderich war fest überzeugt, er könne an dieser vulkanischen Liebe wohl zu Grunde gehen, nicht aber von ihr lassen.

Drum: weg mit allem Hinter- und Nebensichschauen und — frisch voran!

So legte er sich's zurecht, als er am anderen Tage Wald und Flur durchstreifte, um den Sturm seines Innern in Einsamkeit austoben zu lassen.

Wenn er vor Einem noch bangte, so war es der erste Schritt zu der nothwendigen Auseinandersetzung mit Gilbert, und die Miene, mit der dieser das ihm nicht gleich im ganzen Umfang Verständliche aufnehmen würde. Aber bei näherem Ueberlegen ebnete sich auch diese Klippe. War es denn nicht selbstverständlich, daß Gilbert gleich beim ersten Wiedersehen mit Renée auf das Kommende vorbereitet werden würde? Vielleicht leitete sich das schon in dieser Stunde ein. Renée konnte ihm ja nur in einer Weise entgegentreten, die ihn stutzig machen und sofort zu forschenden Fragen veranlassen mußte. Dann konnte Roderich mit seiner offenen Erklärung hervortreten, die ohne Umschweife gleich den Kern der Sache treffen sollte.

Er kehrte absichtlich erst so spät am Abend nach Hause zurück, daß er Gilbert, Josefine und die Damen Croix bereits in der Gartenlaube antraf. Es war ihm lieb, daß Gilbert in der breitspurigen Auseinandersetzung seiner Bauprojekte auf dem Grunde der dem Untergang geweihten Burgruine ein Thema fand, das den ganzen Abend ausfüllte. Aber er mußte über die heitere Sorglosigkeit erstaunen, wie der junge Optimist dabei seine Pläne entwickelte. Er merkte also noch nicht das Geringste? Freilich, Renée gab sich ebenfalls ganz wie sonst. Sie plauderte in der anmuthigsten Leichtigkeit

mit Gilbert, nahm keinen Anstand, ihm im Laufe der Debatte das mollige Händchen auf den Arm oder die Schulter zu legen, ja, sie duldete es sogar, daß er bei einer dieser Gelegenheiten einen Kuß auf ihre rosigen Fingerspitzen drückte. Roderich überlief es siedendheiß dabei, aber sie beschwichtigte ihn mit einem ausdrucksvollen Blick, der besagen zu wollen schien: Verzeihe ihm, der arme Junge weiß ja noch nicht . . . !

Das war übrigens während des ganzen Soupers das einzige Zeichen von Einverständniß, das sie mit ihm tauschte. Erst beim Abschied am Gitterthor des Vorgartens sagte ihm noch ein inniger Händedruck — der jeden Nerv an ihm in Schwingung setzte — daß sie sich sein Eigen wisse.

Noch berauscht von diesem süßen Liebeszeichen, betrat er das große Giebelzimmer, das ihm im Hause eingeräumt worden war. Es war von allen übrigen Wohnräumen vollkommen abgeschieden, da es mit der Treppe und einer kleinen Kammer daran das ganze Stockwerk, eigentlich nur einen krönenden Aufbau der Villa, einnahm. Unmittelbar darunter lagen die jetzt verödeten Zimmer der verstorbenen Mutter. Hier konnte er — wie zum Beispiel in der verflossenen Nacht, wo ihn seine Unruhe getrieben hatte — stundenlang auf und ab wandeln, ohne befürchten zu müssen, daß man

auf ihn aufmerksam werde. Heute verlangte es ihn, auch ein Stündchen im offenen Fenster zu liegen und sich die Stirne von der frischen Nachtluft kühlen zu lassen.

Zu seinem Aerger fand er aber eine Schwüle hier, die ihn vermuthen ließ, daß der Diener den Befehl, die Fenster offen zu halten, außeracht gelassen habe. Er eilte auf das mittlere der drei Fenster zu, um einen Flügel aufzureißen. Da — er prallte förmlich zurück — da sah er in dem Zwielicht, das die Mondstrahlen verbreiteten, eine dunkle Gestalt aus der Fensternische treten.

„Josefine!!“

Er hatte den ganzen Abend nicht auf sie geachtet, aber jetzt erinnerte er sich, daß sie bei Tische nicht eine Silbe gesprochen und sich noch vor dem Aufbruch der Gäste zurückgezogen hatte.

„Ich bin zu Dir heraufgekommen, weil wir hier am ungestörtesten sind,“ sagte sie mit einer monotonen Stimme, die just nichts Gutes ahnen ließ. „Ich habe auch die Fenster geschlossen, damit man uns nicht etwa auf der Straße höre. Ich muß Dir etwas sagen.“

„Heute noch?“

„Ja. Du weißt, daß ich den ganzen Tag keine Gelegenheit dazu fand.“

„Nun gut. Ich will Licht machen.“

„Laß das! Es könnte uns Beiden lieber sein, wenn wir uns nicht so deutlich in die Augen sehen.“

„Oho! Das läßt sich ja schon wieder höchst — dramatisch an,“ lachte er gezwungen, indem er das ihn beschleichende unangenehme Gefühl wegzuscherzen versuchte.

„Ich kann Dir's gleich erklären. — Ich habe Euch gestern nachts — im Garten — am Teich belauscht.“

Roderich fühlte einen elektrischen Schlag bis in die Fersen hinab.

Einige Sekunden war es still zwischen den Beiden.

„Du spionierst also?“

„Ja,“ entgegnete sie einfach.

„Das ist ja allerliebst!“

„Wenn man Schleichwege geht, muß man sich das gefallen lassen.“

Er wollte auffahren, bezwang sich aber und begann dann kurz entschlossen:

„Kommen wir zu Ende! Du hast die Absicht, mich mit dieser Eröffnung niederzuschmettern nicht erreicht. Ja, ich habe Renée umarmt und geküßt — gestern

abends — im Garten — hinter dem Teich. Was nun weiter?"

„Was nun weiter? Das muß ich Dich fragen."

„So? — Ich könnte Dir erwidern, daß Dich das nichts anginge, aber ich will Dir gleich reinen Wein einschenken und Dir — das Vergnügen rauben, ein vermeintliches Geheimniß, eine gefährliche Waffe gegen mich zu besitzen. Gilbert wird es von mir oder Renée selbst erfahren, daß sie jetzt — mein ist."

Josefine stieß einen gellenden Schrei aus. Ein Dolchstoß hätte sie nicht so schmerzlich getroffen.

Roderich trat ihr einen Schritt näher. Seine momentane Gereiztheit war vor diesem jähen Schmerzensausbruch gewichen.

„Du hast mich ja gezwungen, Dir die Wahrheit zu sagen."

Sie preßte die geballten Hände an die Brust, ihre schweren Athemzüge klangen fast wie Schluchzen.

„Du — Du Elender!" keuchte sie.

„Richte mich nicht, ich kann nicht anders! — Geh' hin zu Gilbert, sag' ihm, was Du weißt — so überhebst Du nur mich dieser Nothwendigkeit!"

„Dann scheuest Du Dich also doch noch ein bischen, ihm mit Deinem Bekenntniß gegenüber=

zutreten? Dein Gewissen feilscht noch mit Deiner sophistischen Vernunft."

„Nenn' es, wie Du willst!" fuhr er jetzt ungeduldig heraus. „Ob Du nun gekommen bist, um mir zu drohen oder mich an Rücksichten zu mahnen — in jedem Falle war es vergeblich; Du wirst nichts ändern. Ich liebe Renée, ich liebe sie, daß niemand —"

„Schweig'!" unterbrach sie ihn mit einem Ton, der aus einer halb erdrosselten Kehle zu kommen schien, und krallte die Fingernägel in seinen Arm. Er spürte ihren glühenden Athem auf seinem Gesichte.

„Mein Gott! Hast Du es mir nicht selbst prophezeit —?"

„Aber ich kann es nicht bestätigen hören, aus Deinem Munde nicht hören."

„Und doch — was nützte es Dir, wenn ich es nicht ausspräche? Bald wird es ja die ganze Welt wissen, sobald Renée . . ."

„Schweige, sag' ich!" rief sie wild, ihm die Hand auf den Mund pressend. Sie zitterte am ganzen Körper in leidenschaftlicher Erregung. „Du sollst mir diesen verhaßten Namen nicht nennen."

Er rang sich los, indem er ihre Hände mit sanfter Gewalt herabzog. Er hielt diese zuckenden Glieder fest

und schüttelte sie, als hoffe er die Maßlose dadurch zur Besinnung zu bringen.

„Sei doch vernünftig, Kind! Warum bereitest Du Dir und mir solche Qual?“

„Warum — warum? Du Unglückseliger! Frage ich mich nicht selber unaufhörlich, warum ich so — gerade so fühlen muß? Ach was! Ich habe mich schon zu tief gedemüthigt, um unter Deinen Augen noch einen Rest von Stolz bewahren zu können. Du weißt's ja, daß kein Blutstropfen in mir ist, der nicht Dir gehörte. Ich lebe und athme nur im Gedanken an Dich — und Deine grausame Gleichgültigkeit macht mich ersticken.“

Von namenloser Pein erfaßt, trat er zurück, und Josefine sank neben einem nahestehenden Stuhl zu Boden. Das Gesicht und die Arme auf den Sitz geworfen, weinte sie — in jenen tiefen, langen Zügen, die einem das Herz zerreißen.

Roderich ging vor ihr auf und nieder, in seinem Barte wühlend, von Zeit zu Zeit einen wehmüthigen Blick auf die Schluchzende werfend. Sie hatte ihm kein Geheimniß verrathen, ihr Auge hatte ihm so oft es ihm begegnet war immer dasselbe gesagt; aber jetzt, wo sie es deutlich ausgesprochen, wirkte es doch mit

der ganzen Kraft eines überraschenden Verhängnisses; jedes ihrer Worte klang schneidend in ihm nach.

„Nun, siehst Du," begann er endlich schmerzvoll leise, vor ihr stehen bleibend, „wir tragen unsern Engel oder Teufel in der Brust und können uns seiner nicht erwehren. So darfst Du auch mir keine Vorwürfe machen. Ich lebe und handle, wie ich muß."

Sie erhob sich, strich mit zwei oder drei markigen Bewegungen das Haar aus dem Gesichte und ging, ohne sich umzusehen, nach dem Fenster. Sie öffnete es und ließ sich die kühle Luft ins Antlitz strömen. Roderich stand einige Schritte weit hinter ihr, ihre Silhouette betrachtend, wie sie sich in scharfen Umrissen von dem silber-durchglänzten Tiefblau des Nachthimmels abhob. Er beobachtete sie mit respektvoller Bewunderung. Wie ruhig, erzgegossen sie dastand! Die Linien von Brust und Schultern wurden nicht einmal von einem tieferen Athemzug bewegt. Wie stark, wie willensfest mußte doch dieser Körper sein, um nach dem fürchterlichen Leidenschaftsausbruch, der noch in der Brust zu zittern schien, diese steinerne Haltung annehmen zu können! Und — wie gewaltig erst mußte die Liebe in diesem Weibe leben, um eben jene Willenskraft mit der ersten Herzensaufwallung zu zersplittern! Ja, das war wieder eine

„starke Natur“, gigantisch in der Intensität ihres Empfindens.

„Was gedenkst Du zu thun?“ warf er nach langer Pause hin, um der Scene ein Ende zu machen.

Josefine wandte nur den Kopf zur Seite, daß sich der Schattenriß ihres Profiles zeigte.

„Was Du mich selbst gelehrt hast,“ sagte sie hart, mit jener ihr zuweilen eigenthümlichen Betonung, die die Silben gleichsam in Marmor eingrub.

„Wie meinst Du das?“

Sie kehrte sich jetzt vollends um, die Hände steif nach unten von sich abgestreckt: eine Haltung, wie sie uns geläufig ist, wenn wir einer erkannten Nothwendigkeit Ausdruck geben.

„Du folgst dem Drange, den Du als die Eingebung einer über Dir stehendeu Gewalt, als Dein Schicksal ansiehst. Das will auch ich. Meine Bestimmung ist es, Deinem Vorhaben feindlich in den Weg zu treten. Und ich werde mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln für diese Bestimmung kämpfen.“

„Das heißt wohl, Du wirst in erster Linie den alten Haß zwischen mir und Gilbert wieder aufschüren?“

„Ich weiß es noch nicht. Mache Dich nur jedenfalls auf meinen unauslöschlichen Haß gefaßt. Ich werde unbarmherzig sein wie Du. — Für heute: ade!“

Roderich zuckte die Achseln, und Josefine schritt an ihm vorüber. Als sie schon an der Thür war, wandte sie sich noch einmal um.

„Warum hast Du Dich mit Gilbert noch nicht auseinandergesetzt, wenn Du mit — mit der Französin schon einig bist? Und wie kommt diese — Dame dazu, mit ihm noch so vertraut zu thun, nach dem, was geschehen ist?“

Roderich wußte nicht gleich zu antworten. Und ehe er noch zu einer komplizirten Erklärung kam, wie sie ihm selbst nur dunkel vorschweben mochte, nahm Josefine wieder das Wort, hastig, mit grimmigem Spott. Sein Zögern schien ihr eine Blöße verrathen zu haben. Ihre Genugthuung über diese Entdeckung prägte sich sogar in der Haltung aus, mit der sie die paar Schritte von der Schwelle zurückthat.

„Du hast Dich über die nächste Zukunft überhaupt noch nicht mit ihr ausgesprochen?“

„Nun, nicht eigentlich. Aber es genügt doch, daß . . . Es ist doch selbstverständlich, daß jetzt diese Verlobung . . .“

Ein schallendes Hohngelächter Josefines unterbrach ihn:

„Bravo, bravo! Ja, jetzt erklärt sich mir das Räthsel, das mir durch Deine früheren Worte in dem Charakter dieses Geschöpfes aufgestoßen ist. Oder vielmehr: ich sehe, daß es da gar kein Räthsel giebt. Du hast mir bloß das aufgetischt, was Du eben — glaubst."

„Was soll das?"

Sie verschränkte die Arme auf dem Rücken und trat ihm noch einige Schritte näher. Zwischen ihren Worten klang wieder das triumphierende Hohnlachen.

„Du hast es also als selbstverständlich angenommen, daß sie jetzt Dich heirathen wird?"

„Ja, Herrgott! kannst Du denn daran zweifeln —?"

„Nun, ich sage Dir, sie denkt nicht daran! Naives Gemüth! Kennst Du Dein — Liebchen so schlecht? Meinst Du, sie werde die Stellung als Gattin eines meinetwegen noch so berühmten und wohlgestellten Künstlers mit — Gilberts baarer Million vertauschen?"

„Du Thörin! Dein Gift hat diesmal keine Wirkung. — Was kann sie denn nun andres thun? Eben weil sie mit mir den Reichthum des Andern

ausschlägt, kann ich über die Echtheit ihrer Gefühle nicht im Zweifel sein."

„Das wäre logisch, wenn sie eines wirklichen Liebesgefühls überhaupt fähig wäre."

„Du redest irre. Hat sie nicht meine Umarmung geduldet, erwidert; und ist das nicht ein Beweis . . ?"

„Daß sie Dich — erobert hat, ja. Darauf war's auch abgesehen. Den Dummkopf Gilbert zu gewinnen, war keine Kunst, das machte sie im Handumdrehen. Da kamst Du; Du tratest ihr schroff gegenüber, mit Mißtrauen; sie wußte sich von Dir durchschaut — und Dich nun trotzdem an ihren Triumphwagen zu spannen, das schien ihr ein interessantes Kraftstückchen. Alles beherrschen, unterjochen, das ist ja der Zeitvertreib dieser Intrigantin, die sich nur selber anbetet. Die Früchte, die sie nicht genießen kann, will sie wenigstens verderben. Da hast Du ihren ganzen Charakter! Möglich auch, daß sie einer tieferen Laune nachgiebt, wenn sie Dich in ihre Fesseln schlägt — aber ihren materiellen Vortheil wird sie darum nie vernachlässigen. Gilbert nimmt sie zum Manne und Dich höchstens — zu ihrem Spielzeug!"

„Pfui! Ich würde Dir derber erwidern, wenn ich nicht wüßte, aus welchem Herzen dieses schnöde

Urtheil kommt. Aber Deine Behauptungen sind geradezu lächerlich. Müßte Renée nicht fürchten, daß sie das, was Du ihren materiellen Vortheil nennst, verlöre — sobald ich Gilbert die Wahrheit gestände und mich von ihr lossagte?"

„Du Dich von ihr lossagen? Versuch' es doch!"

„Wie, Du meinst, daß ich — selbst um den Preis meiner Ehre —"

„Du bist ihr Sklave und sie macht mit Dir, was sie will. Du wirst es sehen."

„Ich will mit Dir nicht streiten. Gehe!"

„Du wirst Dich meiner noch öfter erinnern müssen, öfter, als Dir lieb ist. — Gute Nacht!"

Er antwortete nicht. Zähneknirschend sah er ihr nach. Sein brütender Blick war noch lange an die Thür geheftet, die hinter der heillosen Prophetin zugefallen war.

Endlich raffte er sich mit geklärter Miene auf. Was da! Er hatte nur ein eifersüchtiges Weib gehört. — Wie konnte er Renée nur mit dem leisesten Gedanken im Sinne jener niedrigen Anklage beschuldigen? Wenn sie noch keine Entscheidung mit Gilbert herbeigeführt hatte, so war ja doch nur er, Roderich, allein Schuld! Ihm kam es doch zu, die nothwendigen Konsequenzen aus jener Scene am Teich zu ziehen,

der Geliebten deutlich zu sagen: Ich schütze Dich; darauf kannst du rechnen! Du wirst mein Weib! — Und das wollte er ihr sagen, so bald als möglich, beim nächsten Zusammentreffen, also wahrscheinlich morgen abend. Aber warum erst am Abend? Konnte er ihr nicht schreiben? War es nicht sogar taktvoller wenn er nun jede persönliche Begegnung vermied, bis zu dem Augenblicke, wo er sie öffentlich seine Braut nennen durfte? Und die Schrift war ja auch eine bindendere Form.

Roderich steckte die Lampe an und machte sich mit der Ruhe eines festen Entschlusses an den Brief, den er morgen mit dem frühesten in Renées Hände gelangen lassen wollte. Er grübelte nicht eine Minute über die Fassung des Billets nach; er schrieb, was sein Herz ihm eingab:

„Herzgeliebte! — Der Gedanke, der unausgesprochen zwischen uns schwebt, muß zur That werden. Mit einem Zögern würden wir keine Schonung an Gilbert üben. Ich erwarte nur Deine Zustimmung, um an ihn heranzutreten und unerschütterlichen Muthes unser Recht zu vertheidigen, das wir aus höheren als den geschriebenen, landläufigen Gesetzen schöpfen. —

Ewig Dein Roderich."

Während Hünold diese Zeilen aufs Papier warf, saß Josefine noch in den Kleidern auf ihrem Bette. In der Stube war kein Licht, nur ein fahler Schein des Mondes drang unter dem halb geschlossenen Rouleau des Fensters hinein. Aber die Beleuchtung war greller Sonnenschein gegen die undurchdringliche Nacht, in der sich die Gedanken des Mädchens bewegten.

„Was ist zu thun? Was ist zu thun?“ murmelte sie unaufhörlich mit zuckenden Lippen. Wäre sie nur dem Drange ihres leidenschaftlichen Herzens gefolgt, so hätte sie das Haus in Brand gesteckt. Aber der über aller Verzweiflung wachende Verstand sagte ihr, daß sie nur mit kaltem Blute ihrem Rachedurste genügen könne.

Was war zu thun?

Gilbert geradenwegs verständigen, ihm mit den nächstliegenden Worten die Augen öffnen? Pah! Dann gab es höchstens ein Rencontre zwischen den Brüdern, dessen Resultat dasjenige sein mußte, was Roderich eben wünschte. „Der Französin“ wäre dadurch allerdings die Anwartschaft auf den begehrten Reichthum der Gräffer zerstört worden, aber dann wäre sie auch geradezu gezwungen gewesen, den — Andern zu nehmen, den ihr Josefine eben um keinen Preis gönnen mochte. Lieber wollte sie ihn tot sehen,

wahrhaftig — tot; sie haßte ihn nun. Wenn Gilbert wenigstens noch eine Lavanatur wäre wie Roderich! Wenn zu hoffen wäre, daß er — statt sich von dem Bruder in passiver Feindschaft zu trennen — ihn vor die Klinge oder die Pistolenmündung fordern wollte, ihn zur Leiche machen würde . . .! Josefine hätte keinen Augenblick gezögert, die Brandfackel zwischen die Brüder zu werfen und das auflodernde Element zur Verheerung und Vernichtung anzublasen. Aber in diesem Falle war ja die Möglichkeit, bei Roderichs physischer Ueberlegenheit sogar die Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß er Gilbert tötete, und dann — feierte Renée den höchsten Triumph, denn dann heiratete sie mit dem Geliebten auch — den Erben des Gefallenen.

Was thun? was thun? Wie Roderich und Renée treffen, sie auseinanderreißen?

O, sie wäre jetzt selbst vor einem Verbrechen nicht zurückgeschreckt! Wäre sie ein Mann gewesen, sie würde den rächenden Stahl besser zu führen gewußt haben, als dieser armselige Gilbert. Als Weib konnte sie ihren Feind nur auf Umwegen, im Geheimen treffen. Aber wie? — Gift mischen? Nein, das ist niedrig und — befriedigt nicht. Josefine wollte die Gehaßten demüthigen, sie leiden sehen, und sie sollten wissen, von wo her ihnen dieses Leid bereitet wurde.

Sie schlankweg tödten, das war überhaupt keine Rache, denn sie konnte den Tod als kein eigentliches Uebel betrachten — dem brennenden, unversieglichen Schmerz gegenüber, der ihre eigene Brust verzehrte und im Tode die ersehnte Erlösung begrüßt hätte. Die Beiden moralisch vernichten, das wäre allein ein Ziel gewesen, werth, das ganze Denken daran zu wenden! Doch, wo war der Weg zu diesem Ziele? Alles Nacht, undurchdringliche Finsterniß ringsum! Ließ sich denn Lucifer vergeblich um einen höllischen Lichtstrahl anrufen? . . . .

* * *

Roderichs Brief ging am Morgen ab. Er fand keinen verläßlichen Boten dazu und mußte sich entschließen, das Couvert in den Orts-Briefkasten zu werfen, der zufällig vor dem Gitter des Vorgartens angebracht war und vom Postboten allmorgendlich schon sehr früh geleert wurde.

Roderich wartete den ganzen Tag vergeblich auf eine Antwort. Er schloß sich auf seinem Zimmer ein und gab allerlei Studien vor, die ihn beschäftigten, während Gilbert gleich nach Tisch ausritt, um endlich wieder die Güter zu inspizieren, denen er seit der

Krankheit der Mutter noch keine nähere Aufmerksamkeit hatte schenken können.

Die Brüder sahen sich erst am Abend wieder. Roderich hatte die Stunden bis zur Dämmerung gezählt. Er erwartete von dem Zusammentreffen mit Renée beim Abendessen die Entscheidung, die ihm der ganze Tag — nicht gebracht hatte; ihre Miene mußte ihm ja alles sagen. Als er die Gartenlaube betrat, sah er sich zu seinem Befremden mit Gilbert und Josefine allein. Er wagte es nicht, nach den Damen Croix zu zu fragen, aber sein Blick sprach deutlich genug.

„Ja, wir müssen Renée heute leider entbehren," erklärte Gilbert. „Tantchen Justine leidet wieder einmal ganz schrecklich unter ihrer Migräne. Es ist einer von jenen Anfällen, die immer ein paar Tage dauern und nur durch absolute Ruhe bekämpft werden können. Sie liegt im verfinsterten Zimmer und wagt sich kaum zu bewegen."

„Du hast sie selbst gesehen?" fragte Roderich mit größerer Lebhaftigkeit, als er wollte. „Du warst also drüben bei — den Damen?

„Bis vor einer Stunde. Was findest Du daran so Merkwürdiges?"

„Ich? O! nicht das Mindeste."

Dabei stotterte Roderich beinahe. Gilbert hatte Renée also gesprochen. Seine Miene war ernst, er schien etwas auf dem Herzen zu haben. Ah! Hatte er nun endlich „etwas gemerkt“, hatte Renée ihm gesagt . . .?

Roderich saß während der Mahlzeit auf Kohlen. Mehr als einmal machte er den Versuch, das Thema anzuschlagen, das ihm auf der Zunge brannte, und immer verschob er es auf eine geeignetere Minute. Es schien ihm, als ginge es Gilbert ebenso. Beim Nachtisch endlich nahm Roderich das Wort. Er hatte sich genügend gesammelt und sich eine leidliche Lösung zurecht gelegt. Es schien ihm am besten, sich zunächst zu entfernen und das nothgedrungene Geständniß, das ihm nicht aus der Kehle wollte, schriftlich abzulegen. Gilbert ahnte gewiß schon soviel davon, um den Reiseentschluß des Bruders zu billigen und seine Bedeutung zu würdigen. Von Straßburg aus sollte dann die endgültige Auseinandersetzung, die förmliche Trennung erfolgen.

„Höre, ich wollte Dir einen Vorsatz ankündigen, der sich in den letzten Tagen in mir befestigte,“ begann Hünold mit erkünstelter Gelassenheit. Er glaubte, es sei lediglich die Gegenwart der stumm und lauernd dasitzenden Josefine, was ihm bei seiner Eröffnung solche

Pein verursachte. — „Ich — ich werde wieder — eine Reise antreten.“

„Was, Du willst fort? — Das auch noch! Ich finde das Leben hier bereits so einförmig, daß . . . . Hm! Ich hoffe aber, es eilt nicht gar so?“

„Ich möchte am liebsten — schon morgen . .“

Gilbert fuhr auf. „Ja, was soll denn das heißen? Und gerade jetzt? Na, ich will es offen heraussagen, was mir auf der Seele liegt! Ich gedenke heute über drei Wochen Hochzeit zu halten, und so lange wirst Du denn doch bleiben, wie?“

Roderich war es, als hätte eine Bombe vor ihm eingeschlagen. Er fiel mit weitgeöffneten Augen an seine Stuhllehne zurück. Hochzeit! Der Unglückselige!

„Ach, entsetze Dich doch nicht so, lieber Roderich! Mein Gott, ich weiß ja, daß die Rücksicht auf unseren Trauerfall . . . Aber ich sehe es bei reiflicher Ueberlegung geradezu als eine Nothwendigkeit ein . . . Die Mutter wollt ja selbst, daß die Heirath nicht verschoben werde. Wir gedenken uns auch in aller Stille trauen zu lassen.“

„Renée hat — ebenfalls in dieses — dieses Arrangement gewilligt?“ preßte Roderich mühsam heraus.

„Sie sieht ja ein, daß wir der Pietät gegen die Verstorbene damit eigentlich nichts vergeben. Wir feiern ja kein rauschendes Fest. Sie zieht ganz einfach als meine Frau hier ein, statt wie bisher zu Gaste zu kommen. Ich sehne mich nach traulicher Häuslichkeit, ich will mich von ihr nicht jeden Abend trennen müssen — bloß, weil es die kalte Ceremonie so verlangt. Zudem sind wir das auch Tante Justine schuldig. Das arme Geschöpf kränkelt, Renée leidet darunter, die alte, halbtaube Magd da drüben ist eine ungenügende Pflegerin für Justine, und — ich fürchte, ich kann das Versprechen, die gute Alte noch den Sommer über in ihrem Eulennest zu belassen, nicht halten; das Zeug sieht ja wahrhaftig aus, als könne es heute oder morgen zusammenfallen. Ich habe mir heute den Schaden im Thurm angesehen: da ist nichts mehr zu reparieren. Mich wundert's nur, daß die Verspreitzung des Zimmermanns die Geschichte noch so nothdürftig zusammenhält. — Kurz, es giebt mehr als einen Grund, der es geboten erscheinen läßt, daß wir die Hochzeit beschleunigen."

„Freilich," sagte jetzt Josefine mit einem eigenthümlichen Lächeln, „unter solchen Umständen kann kein — vernünftiger Mensch etwas dagegen haben."

Gilbert nickte freudig. Gerade die Zustimmung

der Cousine hatte er am wenigsten erwartet. Jetzt war seine anfängliche Mißlaune ganz und gar verflogen.

Roderich saß noch immer wie versteinert da, keines Wortes fähig.

„Was hast Du denn?“ fragte endlich der Andere.

Roderich murmelte mit verzerrten Lippen etwas Unverständliches. Gilbert sah verwundert Josefine an, die mit einer beschwichtigenden Gebärde antwortete.

„Laß ihn! Ich glaube — ihm ist nicht ganz wohl. Er hat sich heute schon den ganzen Tag nicht aus seinem Zimmer gerührt. Das müßige Leben hier scheint ihm nicht gut zu bekommen — natürlich, wenn man sonst eine eifrige künstlerische Thätigkeit gewohnt ist . . .“

Roderich warf ihr einen wüthenden Blick zu: er fühlte nur eine verletzende Ironie in ihren Worten und glaubte nicht an die Absicht, ihm in dieser schweren Minute zu Hilfe zu kommen. Nein, er brauchte auch keine Hilfe — weder zum Guten, noch zum Bösen! Er raffte sich energisch auf und entschuldigte sich, er fühle sich in der That unpäßlich — durch anhaltendes Studieren an dem heißen Tage. Dann redete er noch Einiges von einem künstlerischen Plan, der ihn beschäftige,

der eben auch seine baldige Abreise nothwendig machen werde, und deutete schließlich an, er müsse noch heute Abend in dieser Sache eine gewisse Entscheidung treffen. Das war ihm genug, um sich mit einigem Anstand zurückziehen zu können. Gilbert sah ihm kopfschüttelnd nach.

Als Roderich außer der Sehweite der beiden in der Laube Zurückbleibenden war, da kam seine mühsam zurückgedämmte fieberische Erregung zum Ausdruck. Hätte ihn Gilbert in diesem Augenblicke sehen können — er wäre um die „Gesundheit" des Bruders ernstlich besorgt gewesen.

Hünold wandte sich im Erdgeschoß der Villa nach der Wohnung des Hausmeisters.

„Bitte — geben Sie mir wieder einen frankierten Briefumschlag!"

Und dann schrieb er unter der Tischlampe des alten Dieners, auf ein Blatt, das er aus seinem Notizbuche gerissen, mit Bleistift folgende Zeilen:

„Ich muß Dich sprechen — um jeden Preis. Morgen um zehn. Ich komme in das Thurmgemach. Dort sind wir ungestört. Wenn Du einen anderen Ort willst, gieb Nachricht! Aber Du mußt mich anhören, mir Aufklärung geben. — Wehe Dir, wenn Du mit mir bloß spieltest! Du bist mein. Du mußt

wollen — sei's auch durch die gemeinsame Schuld die wir bereits auf uns geladen haben. Wir können jetzt nicht mehr zurück! —

Roderich."

Erst als er dieses zweite Billet dem Briefkasten anvertraut hatte, kam einige Ruhe über ihn. Er kehrte in den Vorgarten zurück und warf sich auf die Bank, die zwischen einigen Boskets nahe am Gitter stand. Der Abendfrieden rings umher glättete allmählig die in ihm wogende Sturmfluth. Die tiefe Dämmerung in der sich das Mondlicht mit immer zunehmendem Glanze ausbreitete, hatte etwas Wohlthuendes, Nervenstillendes. Hünold hörte die Schritte des Postboten, der die Villenstraße herabkam: jetzt hielt der Mann am Gitter, leerte für heute zum letztenmale den Briefkasten und entfernte sich. Roderich athmete tief auf. Morgen um acht muß Renée den Brief erhalten, der auf jeden Fall eine Entscheidung herbeiführen würde.

Roderich erhob sich endlich, um ins Haus zurückzugehen, als er den Kies hinter dem Boskett knirschen hörte. Im nächsten Momente stand Gilbert vor ihm.

„Ich war oben bei Dir; ich dachte, Du wärest schon zu Bette gegangen. Ich wollte nach Dir sehen. Fühlst Du Dich wohler?"

„Danke, ja," erwiderte Roderich, verwundert über den sinnenden Ausdruck im Gesichte des Bruders und über seine Redeweise, die die Sätze wie abgehackt zu Tage förderte.

Gilbert ließ sich auf der Gartenbank nieder und winkte ihm, sich gleichfalls zu setzen.

„Ich sprach eben noch mit Josefine über mein Heirathsprojekt," begann er dann zögernd. „Ich weiß nicht — mir kommt es so vor, als ironisiere sie mich. Ich habe sie bisher für apathisch, mindestens für harmlos gehalten; jetzt scheint es mir, als lauere so etwas wie Bosheit unter ihrer äußerlichen Gleichgültigkeit."

„Nun — sie mag vielleicht etwas — verbittert sein. Aufrichtig gesagt, sie wurde nicht immer ganz gerecht in unserem Hause behandelt. Sie beneidet — Andere um ihr Glück."

„Meinst Du? Ich würde auf ihr Urtheil über Renée keinen Werth legen, wenn — nun, gerade heraus! — wenn ich nicht fürchtete, — Du theiltest dieses Urtheil einigermaßen."

Roderich rückte betroffen den Kopf. „Was soll das? Was hat Dir Josefine darüber gesagt?"

„Gesagt — nun, eigentlich nichts. Aber — sie hat so eine Art, einem einen Argwohn einzuimpfen . . ."

Roderich hielt den Athem an. Ah, jetzt kam's! Josefine hatte ihn verrathen. Nun, immerhin! Was lag daran? Er war jetzt gefaßt. Gilbert sah ihm jetzt voll ins Gesicht.

„Sie haßt Renée — das ist mir plötzlich klar geworden. Das könnte mir, wie gesagt, gleichgültig sein, wenn es sich bloß um ihre Gründe hierfür handeln würde. Aber — was hast denn Du gegen Renée? — O, leugne nicht! Deine Haltung früher war doch zu auffallend. Es besteht zwischen Deinen und Josefines Ansichten ein geheimer Zusammenhang. Vordem achtete ich nicht viel auf Dein Benehmen gegenüber Renée, aber jetzt erinnere ich mich, daß Du Dich von Anfang an sehr ablehnend hieltest. Gesteh' es nur — Du kannst sie nicht leiden."

Roderich erhob sich. Die Art, wie der Bruder da im Finstern tappte, hatte etwas schaurig Groteskes.

„Ich bitte Dich, laß uns von diesem Gegenstande abbrechen! — Ich kann Dir nur sagen, Du bist — im Irrthum."

„Warum aber dann Deine Verlegenheit — eben jetzt wieder?" rief Gilbert mit einiger Heftigkeit, indem er gleichfalls aufstand. „Ich kenne diesen Blick! Den habe ich auch bei Josefine entdeckt. Es ist, als

ob Ihr mich mitleidig ansähet, wie einen Kranken, dem man seinen Zustand verbergen will."

Roderich grub die Zähne in die Unterlippe. Gilbert mißverstand ihn wieder. Es schien ihm leid zu thun, daß er einen etwas brüsken Ton angeschlagen. Er wandte sich ab und ging eine Weile vor der Bank auf und nieder. Endlich blieb er wieder vor dem schweigsamen Bruder stehen.

„Ich will Dir's leichter machen. — Dich macht vielleicht das tändelnde Wesen Renées besorgt: man könnte Flatterhaftigkeit dahinter vermuthen. Du meinst, sie liebe mich nicht so recht, und ich — ich sei nicht ganz der Mann dazu, um mir mit dieser Gattin ein Glück zu bereiten?"

Diese Pein war unerträglich. Roderich fuhr ärgerlich heraus: „Na, und wenn ich wirklich so dächte, läge Dir so viel daran? Was kann da ein Anderer urtheilen? Wenn Du ein Mann bist, so mußt Du am besten wissen, wie Du mit Dir und mit ihr daran bist."

Gilbert senkte den Kopf.

„Du hast recht," sagte er nach einer Pause. „Das ist's ja eben. Ich habe mich zu lange gedankenlos in das Urtheil der Mutter gefügt, das für mich Autorität war. Ich merke es erst jetzt — wo mich plötzlich

ein Mißtrauen anfliegt, das ich früher nicht kannte, ein Mißtrauen, das sich auch gegen mich selber richtet. Seltsam! In dieser Stunde tauchte zum erstenmale die Frage in mir auf: Nähme sie Dich auch, wenn Du nicht reich wärst? . . . Verdanke ich Dir und Josefine diesen peinlichen Gedanken — oder schlummert er schon seit diesem Nachmittag in mir, als mich Renée näher nach der Erbschaft der Mutter fragte . . .? Ich weiß es nicht."

Roderich flimmerte es vor den Augen. Noch erschien ihm Renées Haltung räthselhaft. Was hatte sie mit dem Bräutigam gesprochen? Plante sie Verrath? Und war es die Angst vor diesem, was ihm jetzt selbst wie tausend Dolche durch das Herz ging — oder die Erkenntniß, daß er sich über Gilberts Gefühle allzu leichtfertig getäuscht hatte?

„Würdest Du Deiner — Renée eine niedrige Berechnung zutrauen?"

„Gott bewahre! Aber siehe, könnte es ihr denn nicht ähnlich ergangen sein, wie mir? Wäre es nicht sogar möglich, daß sie sich bis heute noch nicht die Frage vorgelegt hätte: Liebe ich diesen Gilbert eigentlich? — Wir haben uns in geselliger Konvenienz zusammengefunden; eine wirkliche Liebeserklärung gab es zwischen uns gar nicht, wenigstens nicht eine solche,

die beide Theile mit weihevollem Ernst, durchdrungen von der heiligen Bedeutung des Augenblickes, ablegen. Entsetzlich, wenn Renée das erst in der Ehe als einen verhängnißvollen Fehler empfinden sollte!“

„Und das, das sagte Dir alles — Josefine?“

„Nun, nicht so gerade. In ihren Andeutungen lag noch — etwas Schlimmeres.“

„Ah!“

Gilbert legte dem Stiefbruder die Hände auf die Schultern und sah ihm mit durchdringendem Blicke ins Gesicht.

„Hälst Du es für möglich,“ flüsterte er hastig, „daß Josefine Renée in dem Verdacht hat, sie — betrüge mich?“

Roderich machte sich los. „Warum hast Du sie nicht selbst so gefragt?“

„O, glaubst Du denn, ich hätte von ihr vielleicht eine hämische Bejahung ertragen?“

„Sie hätte Dir dann doch Gründe angeben müssen.“

„Die Gründe eines gehässigen Weibes, unbestimmte Ahnungen und Muthmaßungen, die man nicht bekämpfen kann, die uns aber doch wie ein zersetzendes Gift ins Herz schleichen. — Du siehst ja schon, wie dieses Gift in mir wirkt, von dem ich erst eine Nadelspitze voll

aufgefangen habe. Ich sehe Gespenster, ich gehe in mißtrauischem Grübeln jedem Worte Renées, jedem Tonfall ihrer Stimme nach; ich verwerfe jede Anklage gegen sie, aber ich suche nach Vertheidigungsgründen für sie, und das ist schon der Beweis eines leisen, abscheulichen Argwohns. Warum bilde ich mir jetzt ein, Du mißachtest Renée und theilst das Urtheil Josefines über sie? Und in Wirklichkeit hast Du über ihren Charakter vielleicht noch gar nicht nachgedacht. Du kümmerst Dich ja gar nicht um die Frauen."

In dem Lächeln, mit dem Gilbert das sagte, war schon wieder Sonnenschein, die Heiterkeit eines optimistischen Jünglingsgemüthes, das bereit ist, den fremden Wermuthskeim wie einen Krankheitsstoff mit einer einzigen Wallung wieder auszustoßen. In seinem Blick lag die beredte Bitte um brüderliche Hilfe dazu. Roderich sah ihn mit überquellender Rührung an.

„Gelt ja, ich bin ein rechter Narr, mich mit so schwarzen Gedanken zu quälen?" fuhr Gilbert fort. „Die schönste, reinste Gewißheit kann mir doch nur Renée selbst geben, und — noch ist es ja nicht zu spät, sie darum zu fragen."

„Ja, thue das!" sagte Hünold fest, ihm die Hand drückend. Dabei war keine Falschheit in ihm. Wenn sich Renée jetzt für ihn, Roderich, entschied, so konnte

sie es in ehrlicher Antwort auf Gilberts Frage thun, indem sie ihr bisheriges Verlöbniß als Irrthum bekannte. Gottlob — „eine wirkliche Liebeserklärung“ hatte es ja zwischen diesem Brautpaare niemals gegeben!

Die Brüder kehrten zusammen ins Haus zurück. Beim Abschied schüttelte Gilbert dem Andern nochmals die Hand.

„Ich bin nur froh, daß ich mir die kindischen Beklemmungen vom Herzen geredet habe. Und ich danke Dir, daß Du mich angehört hast. Jetzt ist mir schon wieder leicht. Ich werde ruhig schlafen. — Gute Nacht!“

Glücklicher Knabe! dachte Roderich, als er allein war. Er wird sich immer zu trösten wissen.

Er mußte an Josefines Zimmer vorbei, um in das seine hinaufzusteigen. Als er durch die bloß angelehnte Thür Licht schimmern sah, wollte er rasch vorüberschlüpfen. Da ging die Thür auf und Josefine trat auf die Schwelle. Sie winkte ihm und deutete dann nach der Richtung, in der sich Gilbert zurückgezogen hatte.

„Nun?“ flüsterte sie bedeutsam.

„Was denn?“

„Hast Du jetzt vielleicht den Muth gehabt, ihm das zu gestehen, was Du das Recht Deines Herzens nennst?"

„Laß mich!" fuhr er sie rauh an. „Ich weiß, was ich zu thun habe."

„Das hoffe ich auch. Und das ist: morgen abreisen! Oder willst Du Dich an der Französin rächen?"

„An Reneé?" — Er kam rasch einen Schritt näher. „Warum?"

„Du hast es also von ihm nicht erfahren?" Sie sprach langsam, sich an seiner Ungeduld weidend. „Ich habe es voraus gewußt, was sie denkt."

„Zum Teufel! Was bedeutet das?"

„Sie hat Gilbert heute so beiläufig über den Nachlaß Eurer Mutter gefragt. Verstehst Du sie jetzt vielleicht? Sie wollte wissen, ob Deine Rückkehr und Deine Aussöhnung mit der Familie Dich nicht etwa — zum Miterben erhoben hätten."

Roderich unterdrückte einen Laut des Unmuths. „Das — ist nicht wahr!"

„Oh, Gilbert wird es Dir bestätigen — und sie auch, wenn Du es noch für nöthig befinden solltest, sie selbst zu fragen! Aber — unterlasse das Letztere

lieber! Gilbert ist doch — keine Molluskennatur, das kann ich Dir jetzt sagen."

„Ich lasse es doch auf eine Probe ankommen!" murmelte er erbittert und wandte ihr den Rücken.

Der Zorn in diesen Worten hatte sich aber nur gegen Josefine gerichtet. Als Roderich sein Zimmer betrat, war derselbe auch schon verflogen. Jetzt kam eine dumpfe, verzweifelte Ruhe über ihn mit der schmerzlichen Ahnung, daß wirklich alles aus sei. Wäre jetzt Gilbert an seiner Seite gewesen, er hätte ihm, in Reue zerknirscht, alles bekannt und mit den Worten geschlossen: „Morgen reise ich!"

VI.

Am Morgen fragte sich Hünold in der That, ob er zu dem selbstverlangten Stelldichein gehen solle. War es denn nicht besser, er reiste sogleich ab? Jetzt war seine Leidenschaft für Renée merkwürdig abgekühlt — es schien ihm wenigstens so. Geschah dies jedoch auch nur, weil jetzt das herzlichste Mitgefühl mit dem Bruder alles andere in ihm überwog, so hätte er gerade darum nicht zögern sollen, das Haus für immer zu verlassen. Aber da bäumte sich doch ein heiliger Zorn gegen Renée in ihm auf. Er wollte der Schlange wenigstens ihren Verrath vorwerfen, ihr seine Verachtung ins Gesicht schleudern, um mit männlichem Stolz von ihr zu gehen. Es war doch eine grausame Genugthuung, sie zu einem demüthigen Eingeständniß ihrer Niedrigkeit zu zwingen und ihr den Triumph zu rauben, als unterordne er sich willenlos ihrer wetterwendischen Laune.

Er überlegte auch, ob er Gilbert nicht warnen solle. Doch nein! Jetzt wußte er, daß es Pflicht war, diesem den seligen Wahn zu lassen. Ein eingebildetes Glück ist immer noch besser, als eine vernichtende Wahrheit. Und vernichtet hätte Gilbert diese Wahrheit gewiß. Jetzt verwarf Roderich den Gedanken, mit dem er noch gestern von dem Bruder geschieden: daß dieser sich in jedem Falle trösten werde. Nein, jetzt war es ihm nur zu klar, daß er Gilbert mit einer Enthüllung tötlich getroffen hätte.

Gegen zehn Uhr machte er sich auf den Weg nach der Burgruine, ruhig, mit dem Gefühle, als begebe er sich — zu einem Gericht. Gilbert war abwesend. Sein Diener hatte die Auskunft gegeben, der junge Herr sei schon am Morgen in seinen wirthschaftlichen Geschäften über Land gefahren.

An der Halbruine durchbrach Roderich den verwilderten Zaun des ehemaligen Schloßparkes, um auf dem gewöhnlichen Wege nicht etwa von einigen Bewohnern des Villendorfes gesehen zu werden Im Bereich der Burg selbst hatte er keine unliebsame Begegnung zu fürchten; Fräulein Justine war ja durch ihre hartnäckige Migräne an das hermetisch abgeschlossene Zimmer gefesselt, und die alte, halbtaube Hausmagd, hatte um diese Stunde in ihrer Küchen-Ruine zu thun

Am Eingang zum Erdgeschoß des Thurmes war ein liegendes Kreuz aus frischen Latten angebracht — ein Warnungszeichen, das die Zimmerleute hier aufgerichtet hatten. Gilbert schien also nicht zu viel gesagt zu haben, als er behauptete, es wäre gefährlich, den Thurm vom untersten Geschoß aus zu betreten. Roderich schob die gekreuzten Stangen lächelnd zurück und trat in das finstere modrige Gelaß. Um so besser wenn es von Andern als unzugänglich angesehen wurde — so hatte er keine Störung von dieser Seite her zu besorgen!

Er mußte sich erst an das hier herrschende Halbdunkel gewöhnen, ehe er weiterschreiten konnte. Der Boden war gleich jenseits der Schwelle mit Schutt und Geröll bedeckt, das zerbrochene Pflaster aus gebrannten Thonfliesen zum Theil aufgerissen, da man die das gelockerte Deckengebälk stützenden Pfosten in das Erdreich eingerammt hatte. Ueberall lagen die Ziegelscherben umher und aufeinander und machten Roderichs Füße mehr als einmal straucheln. Die Decke war dicht neben der Treppe eingestürzt. Es sah wirklich sehr gefährlich aus. Die dicken Querbalken des Verspreitzungsgerüstes schienen sich unter der Last des geborstenen Gewölbes und der Gesimstrümmer zu biegen.

Sogar ein Theil der Stufen, die Roderich jetzt

vorsichtig hinanstieg, war geborsten und erzitterte unter seinen Tritten. Es wurde ihm trotz der feuchten Kühle, die in dem engen Treppengehäuse herrschte, tüchtig schwül. Oben im Thurmzimmerchen aber empfing ihn eine versengende Hitze. Die Sonne brannte durch die Thüröffnung zur Altane herein und lag erdrückend auf der niedrigen Decke, die schon vom Dache berührt wurde. Roderich fühlte, wie ihm das Blut zu Kopfe stieg und in den Adern seiner Schläfen pulsirte. Machte das wirklich nur die Hitze von außen? Bedrückte ihn nicht auch die Erinnerung an eine gewisse Scene, die hier an der Schwelle der alten Altane stattgefunden hatte?

Er zog seine Uhr. Das Warten war ihm unerträglich. Endlich wiesen die Zeiger auf Zehn. Und wirklich — da kam sie. Er hörte deutlich das Geräusch der Holzthür, die da unten vom Verbindungskorridor des Hauptgebäudes auf den kleinen Treppenabsatz des Thurmes herausführte, — und jetzt die leichten, trippelnden Schritte, mit denen ein sicherer Frauenfuß die Stufen zurücklegte.

Er war überrascht, als ihre Gestalt, wie aus einer Theaterversenkung, aus der Fallthür am Boden auftauchte. Das Gefühl der Bewunderung und — das des Aergers eben über diese Bewunderung stritten in

ihm. Er hatte Renée bisher fast immer in ihrer pikanten Heiterkeit gesehen, mit stets spottbereiten Lippen, in deren Winkeln Amoretten und Teufelchen lauerten; wenn sie Schmerz und Trauer gezeigt hatte, so war das Heuchelei gewesen. Jetzt aber war der tiefe Ernst in diesen Zügen echt und verlieh ihnen einen neuen, ungeahnten Reiz.

Das gehässige Wort, mit dem er sie hatte empfangen wollen, erstarb ihm auf den Lippen. Renée schien sich aber diesmal um den Eindruck, den sie hervorbrachte, nicht zu kümmern.

„Ich habe mich lange bedacht, ob ich Ihrer mehr als ungestümen Aufforderung Folge leisten solle, mein Freund. Aber ich wollte schließlich nicht der Feigheit bezichtigt werden. — Da bin ich! Nun gehen Sie mit mir ins Gericht! Das wollen Sie doch, nicht wahr?

„Ich hätte ein Recht dazu. Sie bekennen sich mit diesen Worten ja selber als schuldig."

„Schuldig? Das erinnert mich an Ihren kleinen Brief, den ich heute Morgen empfangen habe. Sie sprachen darin von einer gemeinsamen Schuld. Zugegeben, daß eine solche vorhanden ist, müßte ich eben dadurch Ihr Recht, mich zu verdammen, bestreiten denn Mitschuldige können einander nicht richten. —

Aber ich will hören, was Sie mir vorwerfen, oder vielmehr ich bin begierig, wie Sie mir es vorzuwerfen gedenken."

„Ich sehe," sagte er nach einer Weile des Schweigens gepreßt, „Sie sind gut gerüstet. Aber ich will mich gar nicht mehr einem Scharmützel von gegenseitigen Spitzfindigkeiten aussetzen; ich bin schon — zu müde dazu. Ich bitte Sie nur um eines: seien Sie jetzt ehrlich gegen mich! Reden Sie ganz so, wie Sie denken, ohne Rücksicht, ohne Beschönigung, und ich verspreche Ihnen, ich werde Ihnen mit keiner Silbe einen Vorwurf machen! Ich werde die Kraft haben, mich mit den logischen Thatsachen abzufinden."

„Das ist wacker gesprochen!"

Sie machte eine Bewegung, als wolle sie ihm zum kameradschaftlichen Dank die Hand reichen. Seine starre Haltung bewog sie, noch rechtzeitig inne zu halten. Jetzt lachte sie, aber mit einiger Verlegenheit.

„Es ist doch erstaunlich, wie rasch wir Beide wieder — nüchtern geworden sind! — Nun ja, ich will ganz ehrlich gegen Sie sein, selbst auf die Gefahr hin, daß Sie mich dann verachten."

Ueber sein Gesicht flog ein leises Zittern, aber sonst ließ nichts erkennen, welch ein heftiger Schmerz

sich bei diesen Worten Renées in seinem Innern ausbreitete.

„Sie sind also fest entschlossen — Frau Gräffer zu werden?“

„Ja.“

„Und ohne Gewissensbisse?“

„O, Sie haben mir versprochen, Roderich. ...“

„Keine Vorwürfe also! Aber eine gelassene Frage: Haben Sie sich je so etwas wie eine Liebe für mich eingebildet?“

„Eingebildet? Sie — kindischer Mensch!“

Er durchbohrte sie schier mit seinem forschenden Blick. Renée stand ruhig da, mit einem kaum merklichen Lächeln auf den bezaubernd frischen Lippen. Sie sprach auch ohne Erregung und eben darum — doppelt wirkungsvoll.

„Ich liebe Sie noch immer, mein Freund, und werde Sie auch hinfort lieben, ob Sie nun in Wehmuth, in Gleichgültigkeit oder in Haß meiner gedenken.“

Er zwang sich zu einem spöttischen Auflachen. „Sie werden mich noch glauben machen, daß Sie heroische Ueberwindung üben, indem Sie Gilbert nehmen, eine Ueberwindung, der man Bewunderung zollen müßte.“

„Ich versprach Ihnen, wahr zu sein. Wahr ist, daß ich Sie liebe, aber die Liebe füllt nicht so mein ganzes Ich aus, wie die sentimentale Seele einer Romanheldin. Wahr ist ferner, daß ich viel mehr an den Annehmlichkeiten des Lebens hänge. Ja, sehen Sie! Da runzeln Sie die Stirne. Aber habe ich Ihnen nicht gesagt, daß ich durchaus nüchterne Prosa bin, wenn ich in einem Augenblick über eine ganze Zukunft entscheiden soll?"

„Wenn also ich reich wäre . . ."

„Wenn Sie mit Gilbert gleiche Chancen hätten, dann würde ich Sie wählen."

„Ich danke Ihnen für diese Offenherzigkeit. — Armer Gilbert!"

„Warum bedauern Sie ihn? Es wird ihm niemals inne werden, daß ich eine Minute lang von einem andern Glück träumte, als er mir bieten kann."

„Sie halten ihn eben — für einen gutmüthigen Dummkopf, um es auf gut deutsch zu sagen. Aber Sie irren sich. Der arme Junge verlangt mehr von Ihnen. Er liebt Sie wirklich. Ich kenne ihn erst neuerdings. Hüten Sie sich vor ihm!"

Renée maß den Warner mit Blicken voll spöttischen Hochmuthes. „Wollen Sie mir etwa damit drohen, daß Sie ihm — die Augen öffnen könnten? Dann

müßte ich Sie an unsere „„gemeinsame Schuld““ erinnern. Sie ristiren durch ein Geständniß mehr als ich, denn — nun, ich bliebe ja vollkommen bei der Wahrheit, wenn ich sagte, daß Sie mich — hier an dieser Stätte — mit roher Gewalt in Ihre Arme gezogen haben. Ihre beiden famosen Briefe würden auch genugsam darthun, was von Ihrer angeblichen reumüthigen Umkehr zu halten wäre.“

„Und am Ende könnten Sie mich als Verleumder aus Eifersucht hinstellen,“ sagte Roderich mit grimmigem Zähneknirschen. „Es ist das Kampfmittel der Frau Putiphar, das bis heute noch nichts von seiner Wirksamkeit verloren hat.“

„Wohl wahr,“ erwiderte Renée nach einem kurzen Zögern. „Und darum werden Sie es mir ersparen, davon Gebrauch zu machen. — Warum sollten wir uns überhaupt feindselig gegenüberstehen? Ich habe Sie doch nicht verrathen? Ihre stürmische Leidenschaft hat auch mich dahingerissen, und ich bereue es nicht. Sie hören ja, ich bin stark genug, Ihnen zu bekennen, daß ich Sie wirklich liebe. An diesem süßen Geheimniß ließ ich mir genügen, warum Sie nicht auch? Hätten Sie von Heirath und Ehe zu mir gesprochen, so würde ich Sie über meine Ansichten darüber nicht im Zweifel gelassen haben.“

Roderich schauderte vor diesem Cynismus. Da sagte sie es ja ganz offen, was Josefine von ihr behauptet hatte: Gilbert hatte sie zum Gatten nehmen wollen und Roderich zum Galan; die erhabensten Gesetze handhabte sie wie Schachfiguren, und mit den heiligsten Gefühlen tändelte sie wie mit Flitterschmuck. Der Triumph in ihrem Lächeln sagte ihm noch mehr. Da loderte ein Zorn in ihm auf, den er kaum zu bändigen vermochte.

„Reden Sie mir nicht wieder von Ihrer sogenannten Liebe!" stammelte er mit zitternder Stimme. „Sie beschimpfen mich damit und — machen sich damit zugleich über mich lustig. Ich werde Ihnen sagen, was diese Liebe eigentlich bedeutete. Sie wußten oder glaubten, daß Gilbert leicht einem fremden Einfluß zugänglich sei. Sie erkannten bei unserer ersten Begegnung, daß ich Ihren Charakter, das Frivole in Ihrem Brautverhältniß durchschaute. Sie fürchteten, daß ich vielleicht — vermöge meines moralischen Gewichtes, vermöge meiner Vertrauensstellung als sein mit ihm wieder versöhnter Bruder — Gilbert zur Lösung dieser unseligen Verlobung bestimmen werde. Und da bedachten Sie sich nicht einen Augenblick über das Mittel, mich Ihren Plänen — unschädlich zu machen. Ich mußte an Gilbert zum Betrüger werden,

ich mußte soweit bethört werden, mich selbst in Ihre Hände zu liefern. Dann waren Sie vor mir sicher!“

Sie sah ihn unverwandt an, ihr Lächeln wurde stärker, jetzt perlten wieder jene Lachtöne, gleich dem Girren einer Taube aus ihrer Kehle, ein tückisches, sieghaftes Lachen, — mit dem sie alles bestätigte.

„Ja, verlachen Sie mich!“ rief er in wüthender Verzweiflung. „Ich war thöricht genug, Ihnen in die Falle zu gehen, ich bin albern genug, Sie auch jetzt noch fühlen zu lassen, wie grausam sicher Sie mich getroffen haben. Aber bauen Sie nicht allzuviel auf die raffinirte Klugheit Ihrer Berechnungen! Es giebt eine Vergeltung. Es braucht nur noch eines einzigen Wortes an Gilbert, und Ihr kunstvolles Lug- und Truggebäude könnte in die Luft fliegen. Hüten Sie sich!“

Ihr Lachen tönte noch heller. „Haha! Ihre tugendliche Entrüstung ist köstlich! Hahaha!“

„Sie verlassen sich darauf, daß ich schweigen werde, schweigen muß, weil ich mit Ihnen auch mich selber vor Gilbert anklagen würde und dann auf ein Mißtrauen zu rechnen hätte, das Sie mit erprobter Geschicklichkeit zu Ihrem Vortheil ausbeuten könnten Ihr Kalkül ist auch richtig, wenn Sie außerdem darauf bauen, daß ich zu viel Mitleid für ihn habe, um ihn

der ganzen entsetzlichen Wahrheit gegenüberzustellen Aber — Sie wissen noch nicht, daß unser Geheimniß ihm auch von einem anderen Munde verrathen werden könnte."

Renées Gelächter verstummte jetzt plötzlich. In ihren Augen zuckte ein unheimlicher Blitz auf.

„Von welchem — anderen Munde?"

„Wir wurden neulich im Garten belauscht. Josefine weiß alles."

Renée wurde kreidebleich. „Josefine Strubelski — dieses Geschöpf, das mich stets mit mißgünstigen Blicken verfolgt . . ."

„Ihre Todfeindin. Sie drohte mir bereits. Sie hat Gilbert auch schon Andeutungen gegeben, die einen Argwohn in ihm geweckt haben. Sie wartet offenbar nur mehr darauf, daß ich einen neuen Versuch, Sie zu gewinnen, mache — dann sagt sie ihm alles."

Renée wich entsetzt einen Schritt zurück. Dann fuhr sie mit geballten Händen auf.

„Was reden Sie da? Sie Unglücklicher! Und da wagen Sie es noch, hierherzukommen? Wenn Gilbert bereits Verdacht hat . . ." Sie kreischte fast: „Oh! Ich verstehe, Sie wollen mich nun zwingen, die Ihrige zu werden? Das war es, was Sie meinten mit Ihrem: Wir können jetzt nicht mehr zurück! —

Aber ich wehre mich. Ich schlage mich gegen euch Beide: gegen Sie und diese intriguante Polin! Noch habe ich Macht über Gilbert."

„Mäßigen Sie sich! Sie verkennen mich, wenn Sie mir eine Perfidie zutrauen, die Ihnen so geläufig ist. Wenn ich Zwang gegen Sie üben wollte, hätte ich Gilbert selbst von allem verständigt. Ich hatte nicht den traurigen Muth dazu — und habe ihn jetzt weniger als jemals. Ich fühle mich nicht berufen, zu entscheiden, was den Armen elender machen würde: mein Geständniß oder die Ehe mit Ihnen. Ich lasse dem Schicksal seinen Lauf und fliehe — vielleicht heute noch — um nie wiederzukehren. Wir sehen uns jetzt zum letzten Male. Aber wenn Josefine Ihnen einen Streich spielen will, so kann ich es nicht hindern."

Sie athmete erleichtert auf.

„Pah! Noch vertraue ich auf mein Glück," murmelte sie in lautem Gedanken und strich sich die derangierten Stirnlöckchen zurecht. Dann warf sie den Kopf in den Nacken und sah Roderich wieder mit ihrer frivolen Miene an. „Sie wollten mich also jetzt garnicht mehr — wenn ich mich anders entschlösse?"

Er hielt die Unterlippe zwischen den Zähnen fest und wandte sich ab, ihrem Blicke auszuweichen.

„Und Sie glauben also, ich spielte auch — später noch Komödie, als ich Ihrer bereits — sicher war, wie Sie sagen?“

„Schweigen Sie!“ brach er erbittert los. „Mag sein, daß Sie — „„bei gleichen Chancen““ zwischen mir und Gilbert sich wirklich für mich entschieden hätten. Dieser Gedanke kann mich nur doppelt elend machen. Lassen Sie mir lieber den Glauben, daß Sie kalten Herzens mit mir spielten und mich jetzt verlachen.“

„Damit Sie mich umsomehr verachten könnten, nicht wahr?“

„Was kann Ihnen daran liegen?“ schrie er laut auf. „Oder gelüstet es Sie wirklich noch, in der Wunde zu wühlen, die ich mit mir fortnehme?“

Sie wich abermals zurück, vielleicht wirklich erschüttert von diesem Schmerzensausbruch. Roderich wischte sich das erhitzte Gesicht ab und ging mit unsicheren Schritten der Fallthüre zu. Renée wagte kein Wort mehr. Sie errieth wohl, daß sie darauf verzichten müsse, sich ein romantisches Andenken zu sichern, wenn sie nicht Gefahr laufen wollte, daß der Verzweifelte noch in der letzten Minute alle Schranken durchbrach und sie und sich selbst unter den Trümmern seines zerstörten Glückes begrub. Mit diesem bar=

barischen Deutschen war ja nichts anzufangen, was zu einer „Verständigung“ in ihrem Sinne geführt hätte.

Roderich hatte den Fuß schon auf die erste Stufe gesetzt, als er plötzlich stille hielt. Von unten drang ein Geräusch herauf. Auch Renée hörte es.

„Mein Gott!“ flüsterte sie, an die Fallthür eilend. „Man kommt. Was thun wir, wenn jetzt …“

„Gilbert?“ flüsterte er zurück. Ein Zucken ging über sein Gesicht. Dann beugte er sich nieder, den Schritten zu lauschen, die immer deutlicher auf der Treppe hörbar wurden. Ein lähmendes Entsetzen hielt ihn an die Stelle gefesselt. Renée war im Gegensatz zu ihm von übersprudelnder Erregung.

„Er ist's — ich kenne seinen Schritt. Er kommt vom Korridor herauf. Er hat die Tante mit einem Besuch überrascht, er hat von ihr erfahren, daß ich da heraufgestiegen bin, und sucht mich nun. Wenn er Sie hier findet, ist alles verloren. Ihre verstörte Miene muß ihm alles verrathen, Sie werden sich nicht beherrschen. Hilf Himmel! ihn treibt vielleicht schon ein böser Verdacht. Wenn Josefine ihm sagte, daß Sie . . .“

Roderich sprang in das Zimmerchen zurück. Ja, da war Gefahr im Verzug! Er hatte einen Spaziergang nach den alten Rheinläufen vorgeschützt. Wenn

Gilbert auch noch ohne Argwohn kam, mußte ihn seine Gegenwart hier — allein mit Renée in dem sonnedurchglühten Gemach, dessen Besuch keine harmlose Deutung zuließ — aufs peinlichste überraschen. Und wahrhaftig, er war jetzt nicht in der Verfassung, um ihm gleichmüthig gegenüber zu treten.

„Ja wir sind verloren!“ keuchte er. „Renée, es giebt jetzt keinen Ausweg. Wollen Sie — willst Du va banque spielen? Willst Du, daß ich ihm alles sage?“

„Ich beschwöre Sie, lassen Sie mich!“ stotterte sie, in ihrer Angst die Hände faltend. „Kein Wort! Verbergen Sie sich! Da — da hinaus . . .!“

Sie deutete nach der Altane. Im selben Momente ertönte von unten — Gilberts Stimme herauf.

„Renée! Bist Du oben?“

„Ich gehe ihm entgegen. Vielleicht kann ich ihn so verhindern, herauf zu kommen,“ sagte sie mit einem plötzlichen Entschluß.

Roderich stand vor der Fallthür. Er sprach nichts, aber in seinem Auge glomm eine wahnsinnige Glut, die Renée nur zu wohl zu deuten wußte.

„Geben Sie den Weg frei oder ich rufe um Hilfe!“ zischte sie und stieß ihn zurück. „Ich verleugne Sie!“

„Renée!“

„Barmherzigkeit!“ hauchte sie, schon an der Treppe stehend, und warf einen flehenden Blick zu ihm empor. „Wenigstens — um Ihres Bruders willen, Sie versicherten ja, daß Sie Mitleid mit ihm hätten!“

Er wich mit einem schmerzlichen Aechzen zurück. Er bedeckte den erhitzten Kopf mit zitternden Händen. — „Um des Mitleids mit dem Bruders willen!“ Sie hatte die Kühnheit gehabt, ihn daran zu mahnen — und er, er war wieder so schwach, so schmählich schwach gewesen — oder so rasend, dem augenblicklichen verbrecherischen Impuls aufs neue zu gehorchen. Pfui! pfui!

Jetzt hörte er Renées Lachen — sie war bei Gilbert angekommen; es klang gezwungen. Sie sprach offenbar von einer Marotte, die sie da hinauf geführt hätte. Jetzt sprachen sie zusammen, aber der Widerhall im Thurme vermischte die Stimmen; es war kein Wort zu unterscheiden. Aber da — was war das? Bei Gott, das waren aufsteigende Schritte! Sie kamen herauf. Renée schien ihn zurückhalten zu wollen, aber er drängte weiter. Ah! Er hatte vielleicht wirklich schon Verdacht? Er wollte sich überzeugen . . .?

Roderich sah mit wilden Blicken um sich. Was

sollte er thun? Das Blut pochte in hämmernden Schlägen an seine Schläfen und Ohren, jede Fingerspitze fieberte an ihm, er kam sich wie in Lava gebadet vor. Diese eine Sekunde, in der er unschlüssig den widersprechenden Stimmen seines Innern lauschte, däuchte ihm eine Ewigkeit. Aber nein, nein, er durfte nicht bleiben, durfte sich hier nicht finden lassen! Nicht um Renées, sondern um Gilberts und auch — um seiner selbst willen mußte er sich verbergen. Gilbert hätte ihm nicht glauben können, wenn er jetzt auch ehrlich die Wahrheit gesagt hätte; er hätte annehmen müssen, Roderich habe die Absicht gehabt, ihn mit der Braut wie auch mit der Gattin systematisch zu hintergehen, und nur eben diese zufällige Entdeckung führe die Lösung dieser schnöden Beziehung herbei.

„Wirklich allein?" vernahm er jetzt Gilberts Stimme, schon in erschrecklicher Nähe. „Aber es war mir doch . . ."

Renées krampfhaftes Lachen verschlang die übrigen Worte.

Roderich zögerte nicht länger. Mit einem Sprung war er draußen auf der Altane — mit einem zweiten auf dem Dache, das so tief herabging, daß er nur das Knie zu heben brachte, um oben zu sein. Die Risse in der schrägen Schindelfläche ermöglichten es

ihm, sich rasch fortzuarbeiten. In der Anspannung aller Kräfte fühlte er für den Augenblick nichts von der versengenden Hitze, die auf dem Dache lag, nicht die Sonnenstrahlen, die ihm auf die Hände und in den Nacken stachen, und dachte nicht an die Gefahr eines Absturzes. Zunächst schwebte ihm nur Eines vor: „Ich muß hinüber, auf die andere Seite, daß man mich auch von der Altane aus nicht sieht! . . .“

Erst als er einige Sekunden unbeweglich gelegen und mit dem instinktiven Verlangen, sich Erleichterung zu verschaffen, die Muskeln loslassen wollte, kam ihm seine furchtbare Lage zum Bewußtsein. Er hob den Kopf — seine Wangen brannten wie Feuer, und Feuer, flüssiges Feuer schien ihm über den ganzen Körper zu rieseln. Seine Finger erlahmten im Krampfe — er sah über seine Schulter das schiefe Dach hinab und schauderte: unter ihm gähnte der Abgrund der sechs Stockwerke. Herrgott! und war es nicht, als schmelze das ganze morsche Schindelgefüge mit ihm zusammen? Er fühlte deutlich, wie er wirklich ganz leise abrutschte. Einzelne Späne zerbröckelten unter seinen Fingernägeln. Es schwirrte ihm vor den Augen. Er sah nur, daß die Baumkronen, die den Thurm umstanden, doch zu fern waren, als daß er sie hätte erreichen können. Zudem hätte er sich auch unmöglich

aufrichten oder gar umwenden können. Jede heftigere Bewegung konnte ihm den letzten Halt rauben. Kaum durfte er es wagen, mit den Füßen vorsichtig nach einem Widerstand zu tasten. Er athmete leichter auf, als er jetzt in der That so etwas wie eine Dachrinne unter seinen Stiefeln spürte. Das war wenigstens ein nothdürftiger Anhaltspunkt. Wenn nur die entsetzliche Hitze nicht gewesen wäre! Glut unter ihm, Glut über ihm – und in seiner trockenen Kehle, wie in seinem verschmachtenden Gehirn. Er glaubte schon stundenlang so zu hängen — zwischen Leben und Tod; er wollte bereits wieder umzukehren versuchen, Gilbert mußte ja schon längst fort sein. Da — da hörte er ihn just mit Renée auf die Altane heraustreten. Vielleicht hatte er das Scharren von Roderichs Füßen auf dem Dache gehört und fühlte sich veranlaßt, nachzuforschen?

Aber nein, er plauderte ganz ruhig mit dem Mädchen. Renée mußte ihm den letzten Verdacht verscheucht haben. O, diese Heuchlerin, sie war ja ihres Zaubers immer sicher!

Wie sie zusammen lachten, miteinander zärtlich flüsterten! Ja war denn dies möglich? Fürchtete sie nichts für den, der da wenige Schritte hinter ihr in unmittelbarster Lebensgefahr schwebte? Hatte sie

sich so in der Gewalt, daß sie in dem Bewußtsein dieser fremden Gegenwart lachen und schäkern, mit dem Bräutigam — Küsse tauschen konnte? — O, sie hatte ihn fest umgarnt, sie war auch dieses Mannes sicher!

Die Qualen Roderichs stiegen ins Unerträgliche. Jetzt wühlte ein neuer Schmerz in ihm: die rasendste Eifersucht. Die Beiden dort, sie küßten sich — sie triumphierten über ihn! War's nicht, als wüßten sie Beide um seine Nähe und als spotteten sie seiner? Und wahrlich, seine Lage konnte nicht lächerlicher und erbärmlicher sein! Hier zwischen Himmel und Erde — der Gnade einer verrosteten Dachrinne anvertraut — mit seinem Leib das Dach bedeckend, das seinen schirmenden Schatten über die im Liebesgetändel Versunkenen breitete!

„Es ist zu heiß. Komm', gehen wir, mein Lieb!" sagte Gilbert, und dann hörte Roderich die verhallenden Schritte.

Es war nicht der Sonnenbrand allein, der das Gesicht des vom Dache Steigenden dunkelbraun färbte. Als Hünold in das Thurmgemach zurückkehrte, zitterten seine Hände wie die eines Greises, seine Lippen bewegten sich wie unter einem Krampf. Sein Körper sank vor Erschöpfung zusammen, aber der Dämon in

seinem Innern reckte und dehnte sich mit immer zunehmender Gewalt. Da brach wieder die wilde, vulkanische Natur in ihm los, der alte Knabenzorn, den er längst abgethan zu haben glaubte. Mit knirschenden Zähnen lehnte er sich an die Wand. Er hätte sich am liebsten zu Boden geworfen, mit Händen und Füßen um sich geschlagen. Er wußte nicht, was er eigentlich wollte, er fühlte nur eine mächtige Umwandlung in sich, das Uebergewicht der bestialischen Seite der Menschennatur. Er hätte sich selbst mit ehernen Fäusten, mit Tigerkrallen bearbeiten mögen. Warum hatte er sich vor dem — Nebenbuhler feige verkrochen? Warum war er nicht zwischen das Paar gesprungen, es auseinander zu reißen? Wäre es nicht ehrlicher gewesen, dem Bruder Auge in Auge gegenüberzutreten, einen Zweikampf auf Messer mit ihm auszufechten, als das zu sein, was Josefine ihm prophezeit hatte? das ehrlose — Spielzeug Renées! Denn er ahnte, daß er sich auch dazu hergeben würde, daß alle seine besseren Vorsätze zersplitterten vor dem unüberwindlichen Verlangen, mit dem sich sein ganzes Ich an dieses furchtbare Weib klammerte. Jetzt wäre er zu allem fähig gewesen, seiner brennenden Eifersucht Genugthuung zu verschaffen.

Die Hochofenglut zwischen diesem Mauerzirkel

trieb ihn schließlich davon. Es war, als siede sein Gehirn; ein blutiger Nebel senkte sich auf sein Haupt herab. Wie ein Trunkener taumelte er die Treppe hinunter. Die Dunkelheit in dem epheuumsponnenen Stiegengehäuse, die endlose Windung der Stufenkette, die auch hier herrschende, erstickende Schwüle, gemengt mit Moderdunst, konnten die Betäubung nicht bannen, in der er wandelte. Er meinte, in eine Hölle hinabzusteigen. Ein wüthender Durst verzehrte seine Kehle. In dem Lechzen nach Kühlung und Erfrischung ging jetzt alles andere unter. Bald dachte er gar nicht mehr an Gilbert, dem er immer noch begegnen konnte. Jetzt war lediglich die Forderung des Körpers in ihm wach.

Als er endlich im Licht des Erdgeschosses angelangt war, faßte ihn wieder ein verwirrender Schwindel. Die Füße schleppten sich noch wie auf den Treppenstufen dahin, er stolperte auf dem mit Schutt bedeckten aufgerissenen Boden und mußte abermals an der Mauer einen Stützpunkt suchen, um seine Kräfte zu sammeln. Ein wirkliches Fieber tobte in seinem Kopfe; er wußte, er war krank, schwer krank.

Als er die schmerzenden Augen, die ihm aus den Höhlen zu quellen schienen, auf das Pfostenwerk des Stützgerüstes vor ihm richtete, da kam es ihm vor,

als senkten sich die beiden Querbalken, welche die Deckentrümmer an der Treppe trugen. Er hielt das für eine Ausgeburt seines aus der gesunden Bahn gerückten Hirns, für eine Hallucination. Aber als er sich aufraffte und schärfer zusah, gewahrte er, daß sich die Bruchmasse des Gewölbes thatsächlich tiefer gesenkt und den Hauptpfosten mitten in dem Gerüst schräge zur Seite, nach vorwärts gedrängt hatte. Kein Zweifel, er selbst hatte das bewirkt, als er die Treppe durch das Auf- und Niedersteigen erschüttert hatte. Es war ihm sogar, als höre er ein verdächtiges Knistern in dem Holzgefüge. Was stand er noch da, was zauderte er? Wenn er seiner Glieder nicht rasch wieder Herr werden konnte, so lief er Gefahr, in der nächsten Minute unter der Last der einstürzenden Quadern zermalmt zu werden.

Er wandte sich dem Ausgang zu. Im selben Moment wurde dieser durch eine Erscheinung verdunkelt, die in das Gewölbe eintrat. Es war Gilbert. Er trug einen bestaubten Strohhut in der Hand — den Hut des Bruders, den dieser auf dem Dache verloren hatte. Mit der Intuition, die oft im Bruchtheil einer Sekunde in uns aufflammt, errieth Roderich auf den ersten Blick, was geschehen war und was im nächsten Augenblicke folgen mußte. Gilbert hatte

Renée durch den Korridor zur Tante gebracht und die Ruine auf der andern Seite verlassen. Dann hatte er, am Thurme vorbeikommend, den ominösen Strohhut gefunden, der ihm mit einemmale den eingeschläferten Verdacht wieder erwecken mußte: Renée war doch nicht allein gewesen, Roderich war bei ihr gewesen. Und jetzt wußte er alles: wo sich der Verräther verborgen hatte und warum er sich verborgen hatte . . .

Und hätte Gilbert noch einen Zweifel gehegt, der müßte sich jetzt, beim Anblick des Bruders, völlig zerstreut haben. Roderich stand mit weit aufgerissenen Augen vor ihm, mit bebenden Lippen. Gilbert war aber kaum weniger fassungslos. Eine fahle Blässe bedeckte sein Gesicht, aus der die Augen wie zwei Feuerbrände leuchteten.

Sie maßen sich mit Blicken, wie zwei Todfeinde, die sich beim nächsten Athemzuge zu wüthendem Ringen aufeinander zu stürzen gedachten.

„Was thust Du hier?“ schrie Gilbert plötzlich mit markiger Stimme auf, und als Roderich nicht gleich antwortete, trat er ihm noch einen Schritt näher. „Du warst da oben mit Renée beisammen?“

Hünold richtete sich auf und sprach mit un-

heimlicher Kälte ein entschlossenes, herausforderndes: „Ja!“

Ein eigenthümliches Gurgeln drang aus Gilberts Kehle. „Ich kann nicht glauben . . die Möglichkeit nicht ausdenken! Dich meinte Josefine, als sie andeutete, es bedrohe mich jemand mit Verrath? Und Du . . . O, so rede doch, rede! Ich will es hören, aus Deinem Munde hören — oder hast Du nicht den Muth dazu?“

Da brach Roderich mit einer neu aufflammenden Energie los, die ihn für den Augenblick wieder über alle physiche Schwäche erhob.

„So hör's! Ja, es ist wahr. Ich habe Dich betrogen — ich liebe Renée, ich werde um sie ringen, und wenn ich darüber zu Grunde gehen sollte.“

„Du — Schuft!“

Roderich zuckte zusammen. „Schmähe mich jetzt nicht, ich beschwöre Dich! Ich könnte sonst für nichts einstehen. Du weißt nicht, wie mir zu Muthe ist. — Wenn Du Kampf und Hälsebrechen willst, so bin ich bereit, mich mit Dir auf die Mensur zu stellen. Aber unser Verhängniß soll uns nicht so weit führen, daß wir uns da mit unseren Nägeln zerfleischen wie zwei wilde Thiere.“

„Schuft, Schuft!“ . . . schrie Gilbert immerfort,

daß das Echo schrill von den geborstenen Mauern klang. Er schien sich an dem Schall der eigenen Stimme zu berauschen.

Roderich biß die Zähne zusammen, um Herr seiner selbst zu bleiben, und wich vor dem Bruder zurück.

„Hör' auf! hör' auf!" preßte er hervor. „Ich will Dich nicht schlagen, ich will es nicht bis zu diesem Aeußersten kommen lassen. Ist's nicht genug, daß wir den Haß der Kinderzeit wieder ausgraben, daß wir alle brüderliche Schonung vergessen um jenes Weibes willen, daß wir Beide verachten müssen? Sie spielt mit uns Beiden. Aber ich bin unglücklicher, als Du. Du kannst sie jetzt von Dir stoßen, Du wirst mit erbittertem Stolz an ihr vorübergehen. Aber ich . .! Ahnst Du denn, was es für Leid ist, verachten und zugleich glühend lieben zu müssen? Mich hält Renée mit Teufeskrallen, ich habe ihr schon meine Ehre geopfert, ich setzte mein Leben aufs Spiel — Gilbert, ich beschwöre Dich, erspar' es mir, vielleicht auch noch das Deine zu bedrohen, im rücksichtslosen Kampf um — eine Dirne!"

Gilbert griff sich stöhnend an den Kopf, das Kinn sank ihm auf die Brust herab; es war, als

wolle er unter der fürchterlichen Erkenntniß, die ihm nun geworden, zusammenbrechen.

„Um eine Dirne!“ wiederholte er mit röchelnder Stimme, die aus todtwunder Brust zu kommen schien. — „Mein schöner Traum von Glück, mein . . .! — Renée! Renée! Mit dem leiblichen Bruder hinterging sie mich, und eben vorhin — mit denselben Lippen, auf denen noch sein verbrecherischer Kuß glühte — hat sie mich geküßt, mir süße Schwüre zugeflüstert . . .! O mein Gott, mein Gott — ist das denn Wirklichkeit?!“

„Gilbert!“ flüsterte Roderich, aufs tiefste erschüttert, und trat ihm näher. Aber er kam zu keinem weiteren milden Worte mehr.

Gilbert fuhr in leidenschaftlichem Zorn auf, als habe ihn gerade der sanftere Ton des Bruders aufgestachelt.

„Da, da — so zahl' ich Dich, Du lügnerischer Schurke!“ schrie er gellend hinaus.

Und wie der Blitz fuhr seine Faust dem Bruder ins Gesicht. Roderich stieß ein kurzes Brüllen aus und sprang vor, um augenblickliche Vergeltung zu üben. Aber noch im letzten Moment überwog ein besserer Drang in ihm. Er umklammerte die Arme des Wüthenden und hielt sie mit Aufgebot seiner letzten

Kräfte nieder. Nein, nein, er blieb dabei, er wollte den Unglücklichen nicht schlagen, dem er schon genug hatte anthun müssen. Er wollte sich nur selbst vor seinen weiteren Mißhandlungen schützen. Gilbert stieß mit den gefesselten Fäusten gegen die Brust des mit ihm Ringenden und riß dann die Arme an sich, um sich loszumachen. Roderich konnte in seinem erschöpften Zustande nicht widerstehen. Er wankte zurück. Gilbert taumelte durch die Kraft des doppelten Ruckes gegen die andere Seite, glitt auf einigen aufeinander liegenden Ziegelsteinen aus und stürzte mit voller Wucht hintenüber, mit Kopf und Nacken gegen den breiten Balken, der ächzend nachgab. . .

Ein fürchterlicher Schrei aus zwei Kehlen — verschlungen von einem erderschütternden Donnergekrach — und Roderich fühlte sich von dem niederschmetternden Pfosten an der Schulter gestreift und gegen die Wand geschleudert — dann drang ihm beißender, erstickender Staub in Augen, Ohren und Mund, und das Blut kreiste in seinem Schädel, als wolle es ihn sprengen.

Aber nur auf eine Sekunde verlor er das Bewußtsein, in der nächsten begriff er alles. Er sprang auf den Trümmerhaufen zu, unter dem Gilbert begraben lag, er achtete nicht auf die noch niederpoltern=

den Ziegelbrocken, die ihm auf Schulter und Arme hagelten, nicht auf die Gefahr eines weiteren Einsturzes. Als gälte es, sein eigenes Leben im Drange des thierischen Instinktes zu retten, wühlte er mit gierigen Fingern in dem Schutte, räumte die Steinstücke und gebrochenen Balken weg — bis er das Haupt des Bruders unter seinen Händen fühlte. . . Es bot einen schrecklichen Anblick: fahl, vom Staub bedeckt, unter welchem das Blut als schwarzbrauner Schlamm hervorsickerte.

Roderich schauderte zurück. Jetzt fiel ihm erst ein, um Hilfe zu rufen. Er stürzte an den Eingang, schrie in herzzerreißendem Tone in den Garten hinaus, und kam dann wieder zurück, um sich mit verzweifeltem Schmerze neben dem am Boden Liegenden auf die Kniee zu werfen.

Er nahm den blutenden Kopf auf seinen Schoß und faßte die Hände.

„Gilbert! Gilbert!“

Und wirklich, als hätte dieser Jammerruf ihn geweckt, schlug jetzt Gilbert noch einmal die Augen auf. Er bewegte die Lippen, daß die krampfhaft zusammengebissenen Zähne sichtbar wurden. War er noch bei Bewußtsein? Was wollte er sagen? Ein verzeihendes Wort war es gewiß nicht, was auf der

schon gelähmten Zunge schwebte; vielleicht ein — Fluch. Die Augen brachen, erstarrten, ein letztes Stöhnen rang sich aus der eingedrückten Brust — und Gilbert verschied.

Roderich sah mit starrem Entsetzen bald auf die Leiche in seinen Armen, bald nach oben, nach der eingebrochenen Decke, als wolle er von da einen neuen Niedersturz erflehen, der auch ihn vernichte. Dann kam plötzlich wieder wilde Hast über ihn. Nein, er konnte das Schreckliche nicht glauben; es mußte noch Hilfe geben! Er sprang auf und stürzte hinaus.

Da sah er schon Renée und Tante Justine herbeieilen. Sie hatten das Gepolter des Einsturzes wohl gehört, aber da die Thurmtreppe vom Korridor herab nicht mehr praktikabel war, hatten sie wieder umkehren müssen, um von der Hauptruine aus den Park zu gewinnen.

Bei Hünolds Anblick kreischten die beiden Damen wie aus einem Munde auf.

„Heiliger Gott! — Was ist geschehen?“

Er ließ sie, ohne zu sprechen, herankommen. Dann faßte er Renée mit einem Ruck an der Hand und zerrte sie mit sich in den Thurm.

„Da, da!“ gurgelte er hervor und schleuderte die

vom Schrecken fast Gelähmte gegen den Toten, daß sie an seiner Seite niederstürzte.

Dann kehrte er sich an die alte Dame, die mit gerungenen Händen dastand und in ein Weinen ausbrach, das ihren ganzen schmächtigen Körper erschütterte. Aber er konnte kein Wort hervorbringen. Es wurde Nacht vor seinen Augen, er tastete mit kraftlosen Händen um sich, fiel gegen die Wand und glitt ohnmächtig daran nieder. Gottlob, es ist aus! war sein letzter Gedanke. . . .

VII.

Vierundzwanzig Stunden, nachdem man Gilbert Gräffer zu Grabe getragen, an die Seite seiner Mutter gebettet hatte, konnte sich Hünold wieder von dem Krankenlager erheben, auf dem er zwei Tage lang bewußtlos gelegen hatte. Der Arzt hatte ein Nervenfieber gefürchtet, aber Dank Roderichs robuster Natur war es glimpflicher abgegangen.

An demselben Tage, als er das Bett verließ, konnte er auch schon den Beamten empfangen, der sich von ihm eine nähere Schilderung des grausen Unglücksfalles geben ließ. Es war das nur, um der Form Genüge zu thun, wie der Beamte selber sagte, denn der Hergang sei ja leicht erklärlich. Und Roderich brauchte auch wirklich nichts zu thun, als die allgemeine Version im einzelnen zu bestätigen. Die Brüder hatten zusammen den Schaden im gefährdeten Thurm besichtigt, Gilbert war über die umherliegenden Ziegelsteine des aufgerissenen Pflasters gestolpert, gegen den

zu schwachen Stützpfosten gestürzt und von dem einbrechenden Rest des Gewölbes erschlagen worden. Dem Zimmermann konnte keine eigentliche Schuld zugemessen werden; er hatte ja ein Warnungszeichen vor dem Eingange aufgerichtet und überdies dem Fräulein Justine de la Croix schon gleich gesagt, daß seine hölzerne Verspreitzung nicht genügen werde. Das hatte Gilbert auch gewußt. Wer hieß ihn so waghalsig sein, mit dem Bruder nochmals den gefährlichen Boden zu betreten! . . .

Roderich verließ diesen ganzen Tag nicht das Zimmer. Obschon er sich ziemlich kräftig fühlte, war es ihm doch, als habe er eine langwierige Krankheit überstanden, eine von jenen Katastrophen des Körpers, die uns von Grund aus umwandeln können. Auch rings um ihn schien alles verändert. Das Wetter war umgeschlagen; statt des sonnigen Firmamentes sahen graue Wolken ins Zimmer, welche die ganze Flur in einem endlos fortplätschernden Regen ertränken zu wollen schienen. Roderich fühlte sich an den frostigen Herbst gemahnt, er hätte glauben können, die Zeit bis dahin im Fieberschlaf verträumt zu haben. Die jüngsten Ereignisse, die mit dem Tod des Bruders verknüpft waren, schienen ihm schon in weite Entfernung gerückt, und zwischen dem damals und der

unmittelbaren Gegenwart lag eine öde Leere, ein schauerliches Nichts, als habe sich sein Kopf des Denkens entwöhnt. Aber allmählig erwachte die starre Vergangenheit in ihm. Der Name „Renée“, der ihm plötzlich durchs Gehirn fuhr, war die verhängnißvolle Zauberformel, die mit einemmale eine ganze Hölle von grausem Spuk darin entfesselte. Während Roderich eine Stunde zuvor mit dem Beamten gesprochen hatte, als berichte er über einen längst vergangenen Vorfall, stand er jetzt urplötzlich wieder mitten in der Situation. Jetzt glaubte er nicht, was er vernommen hatte: daß Gilbert schon seit gestern begraben sei. Nein, die Leiche lag noch draußen im Thurm, ihn selbst hatte ein wahnsinniger Impuls davon, hierher getrieben, und jetzt lauschte er mit athemloser Angst auf etwas, das er sich selbst kaum zu gestehen wagte: auf einen wohlbekannten Frauenschritt, auf ein girrendes Lachen, auf die Erscheinung eines fascinierenden Blickes, vor dem seine ganze Kraft in feige Furcht dahinzuschmelzen drohte. Was half es ihm, daß er sich jetzt dagegen sträubte; er fühlte ihre Nähe, ihre Macht wie einen elektrischen Strom, der durch seinen Körper ging.

Da sprang er von der Ottomane auf und rannte in dem großen Zimmer umher, das ihm wie ein Kerker vorkam. Er lechzte nach Luft und Freiheit,

und wagte es doch nicht, aus der Thür zu treten — aus Furcht, beim ersten Schritte derjenigen zu begegnen, die er fliehen wollte! Und doch war es im ganzen Hause so still, als ob außer ihm keine Seele da gewesen wäre, oder als ob man ihn gemieden hätte. Vielleicht war es gerade diese Einsamkeit, was ihn bedrückte und seinen Geist zu solchen wunderlichen Gedankengespinnsten verführte.

Erst jetzt sah er sich eingehender im Zimmer um Auf dem Nachttische am Bette stand ein Wasserbecken, in welchem noch kleine Eisstücke schwammen, daneben stand ein Glas mit einem Rest von Limonade. Natürlich, man konnte ihn doch nicht die ganze Zeit allein gelassen haben. Es hatte ihn jemand gepflegt. Und sofort dachte er an Josefine.

Auf dem altväterischen Lehnstuhl am Kopfende des Bettes lag in der Ecke ein Taschentuch. Es war stark zerknittert und Roderich glaubte es noch thränenfeucht zu finden. Die eingestickten Buchstaben J. S. bestätigten seine Muthmaßung, daß es Josefine gehöre.

Sie war hier gewesen. Und warum hatte sie ihn verlassen, ohne sein Erwachen abzuwarten, warum kam sie jetzt nicht, nach ihm zu sehen?

Eigentlich war er froh, daß sie ihn allein ließ; es wäre ihm peinlich gewesen, ihr über das Geschehene

Rede zu stehen. Aber zu vermeiden war ja eine Begegnung unmöglich. Und jetzt stachelte ihn der Gedanke, Josefine verberge ihm etwas, irgend ein Geheimniß das sich während seiner Krankheit hier im Hause vorbereitet habe. Er lächelte zwar sofort über dieses neue Hirngespinnst; was sollte es geben? Josefine hatte sich einfach aus naheliegender Diskretion zurückgezogen. Aber jenes nervöse Ahnungsgefühl ließ ihn nicht zur Ruhe kommen.

Nach einem weiteren Gang durchs Zimmer trat er entschlossen an den Tisch und schlug auf die Domestikenklingel.

Was da! Er konnte sich bald Gewißheit verschaffen, wie die Dinge standen.

Von dem eintretenden Diener erfuhr er, daß ihn wirklich Josefine gepflegt habe.

„Bitten Sie Fräulein Strubelski, sich zu mir zu bemühen!“

Der Mann verbeugte sich sehr tief und eilte davon. Roderich hatte in seinem ganzen Benehmen eine Ehrfurcht bemerkt, die an Unterwürfigkeit grenzte. Er dachte jetzt aber nicht weiter über die Gründe zu dieser ostentativen Haltung nach.

Fünf Minuten später erschien Josefine.

Roderich erstarb der Gruß auf den Lippen bei

ihrem Anblick. Einen solchen Ausdruck von Haß und Verbitterung, wie er jetzt auf ihrem bleichen Bronzegesichte lag, hatte er noch niemals an ihr wahrgenommen — oder war es seine momentane krankhafte Sensibilität, die davon tiefer als je ergriffen wurde?

Auch sie sprach kein Wort. In unheimlichem Schweigen standen sie einander eine halbe Minute lang gegenüber. Ihr stahlharter Blick bohrte sich in seine Augen, daß er sich schließlich abwenden mußte.

„Ich wollte Dir — danken — für Deine Fürsorge," begann er endlich; „man hat mir gesagt, daß Du — mich pflegtest."

Sie lehnte mit einem Achselzucken ab. „Ich habe nur aus alter Gewohnheit mein Amt geübt. Du wirst es mir auch gewiß nicht danken, wenn Du erfährst, daß ich damit — einer Anderen den Platz streitig gemacht habe."

Roderich sah ängstlich überrascht auf. „Wer — wäre das?"

„Das könntest Du doch leicht errathen. Sie hat sich mit der Tante seit gestern hier einquartiert."

„Renée?!" schrie er auf und erblaßte bis in die Lippen.

Josefine nickte sehr bedeutsam, ihn immer fest im Banne ihrer düsteren Augen haltend.

„Und — Du sagst, sie sei da? Hier, hier in diesem Hause?“

„Sie bewohnen die Gemächer der Tante Natalie Ich hatte kein Recht, ihnen dieselben zu verweigern.“

Und nun erfuhr Roderich, wie das geschehen. Nach dem Einsturz im Thurme war Renée, wie sie sagte, ein weiterer Aufenthalt in der erschütterten Ruine „lebensgefährlich“ erschienen. Sie war noch am selben Tage in die Gräffersche Villa geeilt und hatte um provisorisches Asyl — für die „liebe, arme Tante Justine“ gebeten, bis man Gelegenheit gefunden habe, sich anderwärts einzurichten. Renée wollte sich auch sogleich nach Straßburg begeben, um dort eine Wohnung zu nehmen. Aber mittlerweile war das bedauernswerthe, alte Fräulein so unpäßlich geworden, daß es nicht nur selbst den Ort nicht verlassen konnte, sondern daß auch die Nichte genöthigt war, ihre Abreise zu verschieben und sich der Wartung der Kranken zu widmen. Fräulein Justine hatte sich kaum bis zum Wagen schleppen können, der sie nach der Gräfferschen Villa gebracht hatte. Ihre anfängliche Migräne war durch die Aufregungen beim Tode und bei der Leichenfeier Gilberts zu einer wirklich nicht ungefährlichen Krankheit geworden. An dem Grabe war sie ohnmächtig zusammengebrochen, und es wäre thatsächlich grausam

gewesen, ihr in ihrem gegenwärtigen Zustande eine umständlichere Uebersiedelung zuzumuthen.

„Nun, damit ist Renées Anwesenheit genügend erklärt,“ bemerkte Roderich mit erkünstelter Ruhe. „Sie hat die Tante zu behüten. Warum behauptest Du aber, Du hättest ihr in meiner Pflege ein gewünschtes Amt streitig gemacht?“

„Sie hat doch darauf gerechnet, obwohl sie nicht die Kühnheit hatte, es auszusprechen. Ich verstehe mich auf ihren Blick, das kannst Du mir glauben. Die liebe Tante hätte von ihr aus auch ruhig umkommen können, sie würde keinen Finger um sie gerührt haben. Jetzt ist ihr ihr Kranksein freilich ein willkommener Schild.“

Roderich ging unruhig auf und nieder und zerbiß seine Unterlippe. Er wagte es nicht, Josefines Anspielungen zurückzuweisen. Warum? Weil er über das erste Wort zu einer Vertheidigung nicht hinauszukommen fürchtete. Es war eine abergläubische Scheu dabei, zu der er wohl einigen Grund hatte. Hatte sich denn seine Ahnung, mit der er die Nähe dieses gefährlichen Weibes spürte, nicht erfüllt? Gewiß, Renée spann Zauberfäden, die durch Boden und Mauer, durch Schloß und Riegel drangen.

„Ich gehe!“ rief er plötzlich, sich energisch aufrichtend. „Morgen reise ich.“

Sie lächelte mit unbeschreiblicher Verachtung. „Das hast Du schon oft gesagt. Und jetzt brauchtest Du es nicht eigentlich nöthig zu finden. Was kümmern Dich die Leute, die Dich mit der Französin unter einem Dache wohnen sehen? Dieses Dach, mit allem, was darunter, ist ja jetzt Dein Eigenthum. Du bist der neue Herr über das Hab' und Gut der Gräffer. Fast sollte man Dir darum — gratuliren.“

Roderich fuhr auf, wie von einer Viper gestochen. Jetzt verstand er erst.

„Was sagst Du da?“ stotterte er mit heiserer Stimme. In seinem Gesicht malte sich ein fürchterliches Grauen ab. „Ich — ich sollte ihn — beerben?“

„Wer sonst? Du bist doch sein nächster Verwandter,“ sagte Josefine und sah den entsetzt Dastehenden durchdringend an. Dann setzte sie halblaut, mit ihrer gravirenden Betonung hinzu: „Oder verbietet es Dir mit einemmale Dein Gewissen?“

Er stöhnte auf und taumelte zurück. Die Hände schaudernd vors Gesicht drückend, fiel er auf den Lehnstuhl am Bette nieder. Josefine beobachtete ihn völlig unbeweglich.

„Was ist Dir denn?“ fragte sie kalt. „Graut Dir jetzt plötzlich vor dem Reichthum?“

„O, dies Geld!“ rief er bebend. „Dies Geld, das man mir schon als Knaben vorgeworfen hat, das mich damals aus dem Hause getrieben hat . . . O, niemals, niemals!“

Sie lächelte tückisch. „Ach, an dem Gelde klebt doch nichts von Blut! Und in einem anderen Dinge willst Du den armen Burschen ja doch beerben.“

„Schweig'!“ schrie er mit schmerzlichem Zorn auf. „Warum folterst Du mich? — Ich — will von keiner Erbschaft etwas wissen!“

„Lüge nicht! Wozu hätte denn dann Gilbert sterben müssen?“

Roderich ließ seine Hände sinken und starrte Josefine an.

„Sterben müssen?“ flüsterte er hastig. „Was redest Du da? Wäre es möglich? Herr des Himmels! Du — Du glaubst doch nicht etwa . . .“

„O, was liegt Dir daran, was ich glaube!“ entgegnete sie höhnisch. „Du hast den ganzen Vorgang ja vortrefflich erklärt, wie ich gehört habe.“

„Josefine! Dieser Verdacht . . .“

„Beruhige Dich, den habe — nur ich! Es ist niemand sonst eingefallen, auf Deine zerrissenen Kleider

und sonstige Anzeichen eines Kampfes zu achten. Ich schweige. Ich habe darum auch Deine Delirien an diesem Bette bewacht; niemand sollte etwas von den Worten vernehmen, die Dir im Fieberwahn entschlüpften."

Roderich erhob sich mit erdfahlem Gesichte. „Deine Anklage ist so — furchtbar, daß ich sie durch keine Vertheidigung erörtern kann. Du bist verbittert und gehässig und greifst zu dem Aergsten, um Dich an mir zu rächen. Aber ich vermag nicht zu glauben, daß Du mich in voller Ueberzeugung einer wirklichen Blutschuld, eines — Brudermordes zeihst. Und ist denn nicht auch der Vorwurf genug, der mir auf dem Gewissen brennt? Daß ich die mittelbare Ursache seines Todes war — das kann ich ja niemals vergessen, das beschwört das Schreckbild seines blutenden Hauptes unaufhörlich vor meinen Augen auf, das muß mich auch in meinen Fieberphantasieen gequält haben. — Willst Du nun noch grausamer sein, als meine Selbstanklage?"

„Das kommt auf Dich an. Ich werde sehen, was jetzt geschieht."

Er wußte sehr wohl, was sie damit meinte. Es war eine Drohung. Aber er hatte nicht die Kraft, ihr den Schwur abzulegen, der sie allein beschwichtigt hätte;

er hatte schon den Glauben an sich selber verloren.

„Ich hoffe, Du wirst nicht dazu kommen, den Stab über mich zu brechen,“ sagte er nach längerem Schweigen und konnte dabei seine Unsicherheit nicht verbergen. „Das Eine ist gewiß: ich gehe fort und nehme nichts von dieser schrecklichen Erbschaft. Morgen soll der Notar in Straßburg meine feierliche Verzichterklärung darüber empfangen, meine Verzichterklärung — zu Deinen Gunsten“

Sie trat überrascht zurück. Der Gedanke, von einer armen „Geduldeten“ durch einen Federzug zur Herrin über eine Million zu werden, mußte allerdings etwas Verblüffendes haben.

„Das wäre Dein Ernst? Und Renée? Sie rechnet doch so emsig auf diesen Mammon. Sie wird ihre Absichten wahrscheinlich gewaltig ändern, wenn sie von diesem Verluste erfährt.“

„Dann — um so besser!“ rief er fest, aus tiefster Brust aufathmend.

Jetzt wurde sie doch ein wenig irre an ihrem Verdacht. Sie nickte mehrmals.

„Wir werden sehen, wir werden sehen!“ Sie ging zur Thür. An der Schwelle kehrte sie sich noch einmal um. „Aber merke das Eine: wenn Du mich

auf solche Art zu bezahlen, zu erkaufen hoffst, so irrst Du Dich."

Roderich konnte nichts erwidern; sie war schon draußen, ehe er sich von der peinvollen Wirkung dieser Worte erholt hatte. Jetzt wußte er, was ihn erwartete, wenn er dem gefürchteten Einflusse Renées nun trotzdem unterlag. —

Am andern Morgen erwachte Roderich zu früher Stunde, erschöpft von den Aufregungen einer qualvollen Nacht. Es war wieder dagewesen, nicht eine Minute von ihm gewichen: das „blutige Haupt", das ihn überall verfolgte wie Banquo den Macbeth. Noch mit dem Schauder dieser Träume ringend, stürzte er an das Fenster und stieß einen Flügel auf. Der Morgenfrost und dicke Regentropfen schlugen ihm ins Gesicht. Bleigrau spannte sich der Himmel über die vom Regen verschleierte Landschaft und wehrte sich gegen das Licht des jungen Tages.

Das Unwetter war ihm erwünscht, denn es schützte ihn wohl mehr noch als die frühe Stunde vor einer Begegnung da draußen, und hinaus mußte er; es litt ihn nicht länger zwischen diesen Kerkermauern.

Er kleidete sich rasch an und schlich sich durch das noch im Schlafe liegende Haus nach dem Garten. Niemand schien von seinem Fortgehen Notiz genommen

zu haben. Aber er wußte nicht, daß sein Zimmer gerade über dem lag, das Renée als Schlafgemach diente, daß die Französin, seitdem sie hier war, auf jeden seiner Schritte lauschte, und daß sie alles gehört hatte: seinen Gang durchs Zimmer, das Geräusch am Fenster und seinen Fuß auf der Haustreppe.

Roderich glaubte, das feuchte Element habe ihm noch in seinem ganzen Leben nicht so wohl gethan. Mit entblößtem Haupte wandelte er durch die niederströmende Flut, durstig athmete er den Wasserdunst ein, der von dem gebadeten Blättergrün aufstieg. Wie man ein solches Wetter nur unfreundlich nennen konnte! Polirte es denn nicht die Natur zu neuem Smaragdglanze, zur Farbe der frischen Hoffnung? Er spürte, wie das erquickende Naß auch ihm immer mehr von dem erstickenden Staube wegspülte, der ihm den freien Blick und das gesunde Athmen vergällte ....

Er betrat die große Laube, in welcher er so oft mit dem Bruder, Josefine und den beiden Fräulein de la Croix am Abendtisch gesessen hatte. Am Eingange zögerte er nur eine Sekunde; er wartete auf den Schauer, der ihn von dieser wohlbekannten Stätte anwehen sollte, aber der blieb seltsamer Weise aus. War es nicht wirklich, als wiche all der dräuende Gespensterspuk

der letzten vierundzwanzig Stunden vor dem kräftigen Hauche der erfrischten Natur?

Mit trauererfülltem, aber nicht mehr angstumschnürtem Herzen begab er sich unter das von Gaisblatt umrankte Dach. Diese lauschige Verborgenheit mit dem leisen Geriesel der Regentropfen in den Blättern der lebendigen Wände war so recht dazu angethan, das kampfesmüde Herz in wehmüthige Ruhe zu wiegen.

Er setzte sich auf die weiße Holzbank im Hintergrund, auf der er sonst an der Seite Gilberts gesessen, wenn er der kleinen Gesellschaft vorgelesen hatte. Und da — wahrhaftig, da stieß er auf einen Gegenstand, den der Bruder hier zurückgelassen, vergessen hatte! Es war Gilberts Cigaretten-Etui, das er so oft in seinen Händen gesehen hatte, das Täschchen aus gelbem englischen Leder, das die Spuren eines längeren Gebrauches aufwies. Roderich nahm es auf wie eine Reliquie, streichelte die glatte Fläche und öffnete es mit einer gewissen frommen Scheu. Es waren noch drei Stück von den niedlichen Papiercigarren darin.

Ein merkwürdiges Ding, das Menschenherz! Kein Gedanke, kein seelisches Moment in der Erinnerung an einen Verstorbenen kann uns so unmittelbar ergreifen, als gerade so ein konkreter Gegenstand, der im

Alltagsleben des Abgeschiedenen eine nüchterne Rolle gespielt hat.

Was Roderich in seinem qualvollsten Schmerze entbehrt hatte, das stellte sich jetzt, im Anblick des prosaischen, nichtigen Tandes ein. Es prickelte ihm heiß in den Augen, und ein schwerer Thränentropfen fiel auf die blaue Futterseide des Etuis nieder.

Was Gilbert an Geld und Gut hinterließ, das alles trug von ihm nichts als den flüchtigen Namenstitel. Er hatte es geerbt und vererbte es wieder; der Reichthum ist ja nur ein Miethling, der heute dem dient und morgen jenem. Aber was einem zum unmittelbarsten Eigenthum gehört, was man täglich zwischen den Fingern hält und an seinem Leibe trägt, das nimmt unser persönliches Gepräge an und umwebt sich sozusagen mit dem Odem unserer Individualität.

Dieses Täschchen hatte Gilbert noch an seinem letzten Abend bei sich getragen; nach dem Essen hatte er eine Cigarette daraus entnommen und es achtlos neben sich auf die Bank gelegt. Dann war er dem Bruder nachgegangen, zu jenem peinlichen Zwiegespräch, von dem Roderich noch jedes Wort im Gedächtniß bewahrte. Am andern Morgen, nachdem er ausgegangen war, mußte er das Etui vermißt haben. Vielleicht er-

innerte er sich, wo er es hatte liegen lassen, nahm sich vor, die Dienerschaft, die es beim Abräumen des Abendtisches nicht bemerkt hatte, darum zu schelten — und hatte keine Ahnung, daß es dem, dem es in die Hände zu fallen bestimmt war, — als Vermächtniß eines Toten gelten sollte. . . .

Roderich steckte das Ding zu sich. Ja, das war das Einzige, was er als Erbschaft von Gilbert mit sich nehmen wollte. Gilbert hatte es von sich gegeben, ehe noch ein Schatten von feindseligem Groll gegen den Bruder in ihm aufgetaucht war — dieser Gegenstand war nicht mehr ein Zeuge des entsetzlichen Verhängnisses geworden, das ein blutiges Opfer gefordert hatte. Mit diesem Andenken konnte sich Roderich den arglosen, ihm wohlgesinnten Gilbert vor Augen halten; im Besitze dieses Talismans konnte er allmählig vielleicht auf eine Aussöhnung über dem von aller Leidenschaft erlösenden Grabe hoffen.

Im selben Augenblick, als er sich von der Bank erhob, hörte er den nassen Sand vor der Laube knistern. Renée war es, die jetzt unter das geräumige Dach trat.

Sie heuchelte ein erschrecktes Zusammenzucken bei seinem Anblick.

„Verzeihen Sie! Ich — ich dachte noch niemand

hier zu treffen . . . ich suchte wohlthätige Einsamkeit in der Natur . . . und störe die Ihrige."

Roderich kam hinter dem Tisch hervor. Seine Haltung war durchaus ungezwungen; nichts an ihm verrieth ein Entsetzen, wie es noch vor einer halben Stunde beim bloßen Gedanken an dieses Mädchen seine Glieder durchbebt hatte.

„Sie stören mich keineswegs," sagte er mit ernster Ruhe. „Ich war eben im Begriff, den Ort zu verlassen. Jetzt käme es mir zu, wegen einer Störung um Verzeihung zu bitten, denn ich habe Sie erschreckt."

Sie senkte den Blick und schwieg. Als er an ihr vorüber wollte, nahm sie wieder das Wort.

„So lassen Sie mich bei dieser Begegnung unseren Dank abstatten für die Aufnahme, die Sie meiner armen Tante und mir gewährt haben — und meine Entschuldigung, wenn wir Ihrem Hause zur Last fallen."

„Mir haben Sie da nichts zu danken, denn ich bin hier nur zu Gaste — ebenso wie Sie."

Renée sah ihn groß an. Es waren aber weniger diese Worte, die sie in Erstaunen setzten — sie nahm sie ja nur als Phrase — als die Art und Weise, wie sie gesprochen wurden; der ganze Mann flößte ihr einen

ahnungsvollen Schrecken ein. Er kam ihr wie verwandelt vor.

Und in der That war Roderich nahe daran, sich über sich selbst zu wundern. Wo war die nervenzerstörende Furcht, mit der er dieser Begegnung entgegengesehen hatte? Was war es, das ihn plötzlich kalt und ehern umwappnete, daß er diesem Weibe gegenüberstehen konnte, ohne daß auch nur sein Pulsschlag stärker ging? Sein Auge nahm auch jetzt die ganze eigenartige Schönheit vor ihm wahr, er konnte sich sogar sagen, daß es jetzt, in der ängstlichen Verwirrung, die sich in allen Zügen ausprägte, einen neuen Reiz verrieth — aber der magnetische Strom, der sonst zu seinem Herzen führte, war unterbrochen, da drinnen regte sich nichts — nichts mehr.

Renée hätte nicht die Quintessenz alles weiblichen Scharfsinnes besitzen müssen, um nicht auf den zweiten Blick zu errathen, daß sie ihre Macht über diesen Mann eingebüßt hatte, daß ihr Spiel verloren war. Diese Erkenntniß betäubte ihr Komödiantenraffinement, sie hätte kraftlos zurückweichen müssen, wenn ihr nicht das wirkliche Weh der Enttäuschung, die krampfhafte Empörung, mit der sich ihre ganze Seele gegen die niederschmetternde Wahrheit wehrte, eine natürliche Regung verliehen hätte.

„Roderich!“ rief sie, mit dem Tone eines echten Schmerzes, der mit einemmale alles nüchterne Erwägen und alle berechnende Selbstbeobachtung übersprang. „Was soll jetzt aus mir werden?“

Diese Unmittelbarkeit drängte auch ihm im Nu das richtige Wort auf die Zunge.

„Eine trauernde Wittwe. Suchen Sie den Weg zur Versöhnung mit dem Toten und mit sich selbst! Gott gebe, daß auch ich diesen Weg finde!

„Und dieser Weg — muß uns trennen?“

„Für immer. Der Geist des Dahingegangenen steht zwischen uns.“

„Ah! Sie bereuen! Aber sie kommt ein wenig spät, diese Reue!“

„Weil ich auch erst spät — erkenne. Doppelt traurig darum!“

„Aber können wir denn nicht gemeinsam Sühne suchen?“ fuhr Renée fort. „Mir scheint es, als wären wir gerade durch jenes Verhängniß aneinandergeschmiedet. Wir müssen unsere Bestimmung vollenden, die es gefügt hat, daß wir uns heute so gegenüber stehen. Und wenn das, was uns damals zusammenführte, ein Verbrechen war, so ist es heute keines mehr. Das erste Geständniß — jetzt dürfen wir es uns wiederholen! Roderich, an Ihnen habe ich mehr

Unrecht gethan, als an Gilbert, denn Sie wollte ich wider den Drang meines Herzens verrathen. Ich liebe Sie! Das ist die Wahrheit, die ich auch niemals verleugnete. Und wenn ich sie mit aller Kraft behaupte, so erfülle ich damit eine Sühne, die ich Ihnen mehr als dem Andern schuldig bin. Und wenn das echte Gefühl, die strengste Wahrheit gegen uns und die Welt läutert und erhebt, so ist es auch eine Sühne gegen den Toten, daß ich bei dem beharre, was echt und wahr in mir ist: Ich liebe Sie!“

Roderich schüttelte den Kopf. „Die Zeit, wo wir uns durch Trugschlüsse täuschten, ist vorbei. Konnte es denn eine fürchterlichere Mahnung für uns geben, als dieses Geschehniß? Sie haben ein freyles Spiel gewagt und es verloren, ich habe den Trieb einer unheilvollen Leidenschaft bis zur sinnlosen Raserei genährt — und liege gelähmt, mit zermalmter Lebensfreude in einer düsteren Niederung, aus der ich mich wohl niemals mehr zu einer glücklicheren Höhe erheben werde.“

„Das ist erbärmliche — Feigheit!“

„Glauben Sie das? Dann beweisen Sie nur, was mir jetzt so klar ist wie mein ganzes Fehlen: daß niemals ein wirklicher seelischer Zusammenhang zwischen uns bestand. Der wahre Muth bethätigt sich in

unseren inneren Kämpfen; was ich kühne Empfindungskraft nannte, um die Schranken des heiligen Rechtes zu durchbrechen, das war nur die Verwegenheit des Verbrechers. Sie haben wohl recht; strenge Wahrheit gegen uns selbst läutert. Aber ich sehe diese Wahrheit anderswo als Sie. Wenn wir die Flammen, die uns versengten, über uns zusammenschlagen ließen, würden sie uns eine ewige Hölle bereiten. Könnte ich jetzt einen Rest von Lebenshoffnung aus diesem Brande davontragen, so würde ich ihn ein Fegefeuer nennen."

Er wollte mehr sagen, aber ein Blick in ihre zerstreute, mit einemmale sehr schlaff gewordene Miene belehrte ihn. daß sie nicht eigentlich mehr auf ihn hörte. Sie begriff von alledem, womit er dem Umschwung in seinem Gemüthe gerecht werden wollte, nur das Eine: daß er sie zurückstieß.

Als er schwieg, nickte sie; ein verzweifeltes Lächeln umspielte ihre Lippen, ein Zug unendlicher Gemeinheit erschien in ihrem Gesichte: ihr wahrer Charakter unter der fallenden Maske.

„Genug! Ich weiß, woran ich bin. Ich wollte nur, ich hätte es früher gewußt, daß Sie ein . . . Nun, ich will Sie nicht beleidigen, um nicht aufs neue Ihre edle Entrüstung herauszufordern. — Leben Sie wohl!"

Sie machte eine verächtliche Geste und ging mit raschen Schritten den Kiesweg zurück. Das waren Ton und Gebärde eines Spielers gewesen, der seine falschen Karten hinwirft.

Als Renée in den Hausflur der Villa kam, trat ihr eine schwarz gekleidete Gestalt entgegen, die da schon gewartet haben mußte, denn Renée hatte ihren unbeweglichen Schatten bereits vom Garten aus gesehen. Es war Josefine Strubelski.

„Sie haben Ihn aufgesucht?“ stieß sie rauh hervor, rücksichtslos, wie man einem Todfeinde zu Leibe geht. Renée konnte nicht gleich ein Wort der Erwiderung finden vor diesem plötzlichen Angriff, und Josefine ließ ihr auch keine Zeit dazu. — „Was ihr auch miteinander abgemacht haben mögt — ich verbiete euch jede fernere Gemeinschaft. Hören Sie wohl, — ich verbiete Ihnen —“

Renée richtete sich hochmüthig empor und sagte, indem sie mit gerunzelten Brauen auf die vor Erregung Bebende herabsah, mit unnachahmlicher Betonung: „Sind Sie bei Sinnen? Zu wem sprechen Sie denn eigentlich, meine Gute?“

„Ich sage Ihnen, wagen Sie es nicht, ihn aufs neue zu ködern! Ich würde keinen Augenblick zögern,

ihn zu verderben, und wenn ich die Anklage des — Brudermordes auf die Straße hinausschreien müßte!"

„Was reden Sie da?"

„Im Kampf mit Ihnen scheue ich kein Mittel. Wenn Sie ihn mit Ihrer Larve und Ihren Honigworten beherrschen — nun wohl, so habe ich Worte, bittere Drohungen, um ihn Ihnen abzuzwingen! Und wir wollen sehen, wer von uns Beiden standhafter seinen Platz behauptet; Sie tändeln mit ihm, aber ich — ich liebe ihn!"

Da schlug Renée eine helle Lache auf. „Ah, jetzt versteh' ich erst, jetzt versteh' ich! Darum Ihre liebenswürdigen Blicke gegen mich? Herr von Hünold — hat Sie sitzen lassen? — Nun, beruhigen Sie sich, ich schenke ihn Ihnen! Und wenn Sie ihn nicht kriegen, dürfen Sie darum mir keinen Vorwurf machen, dann hat er eben nicht den richtigen Geschmack — für eine Küchenmagd."

So verletzend diese Worte waren — sie beschwichtigten Josefines ärgsten Zorn fast augenblicklich. Hätte Renée ihr mit ihrem süßen Lächeln verbindliche Redensarten gesagt, so wäre es ihr höchste Zeit erschienen, zu den angedrohten „äußersten Mitteln" zu schreiten. Die niedrige Ausdrucksweise der Französin gab ihr den Beweis, daß Roderich seine Leidenschaft besiegt und

der Intriguantin den Abschied gegeben hatte. Josefine hätte aber nicht so lange alle Martern eines getretenen Herzens leiden dürfen, um nicht den Triumph auszunützen, der ihr über die Nebenbuhlerin gegönnt war.

„Ah, mein Fräulein," sagte sie mit einem sarkastischen Lächeln, langsam die momentane Genugthuung auskostend, „Sie wissen noch nicht, daß diese Küchenmagd das Recht hat, Sie auf der Stelle — aus dem Hause zu jagen. — Ja, sehen Sie mich nur groß an! Ich spreche die Wahrheit: ich bin jetzt hier Herrin, die unumschränkte Erbin des Mannes, den ein unerforschliches Geschick in zwölfter Stunde aus dem Bannkreis Ihrer schlauen Berechnungen gerückt hat. Sein Bruder verzichtet zu meinen Gunsten auf sein näheres Recht — und ich, ja ich nehme diese Schenkung an, wäre es auch nur, um Ihnen für immer die Aussicht auf diesen Reichthum zu nehmen, nach dem Sie ja allein getrachtet haben."

Renée verfärbte sich, sie hatte Mühe, einen lauten Wuthausbruch zu unterdrücken.

„Nun, da ist die Erbschaft in guten Händen," zischte sie. „Roderich ist ein Narr!"

„Meinen Sie? Ich dächte, man hätte ihn eher früher für — geblendet halten können."

Jetzt wurde draußen im Garten zwischen den ersten Boskets die kräftige Gestalt Hünolds sichtbar. Renée richtete sich kerzengerade auf, schüttelte die Wassertropfen von ihrem Morgenkleide, als entledige sie sich eines lästiges Staubes, in den sie da gerathen, und sprach mit arroganter Miene über ihre Schulter zurück.

„Ich brauche Ihnen wohl nicht zu versichern, Mamsell, daß ich Ihre Gastfreundschaft nicht in Anspruch genommen hätte. Wir werden auch sofort Ihr Haus verlassen, darauf können Sie rechnen!“

Damit schritt sie davon, mit der Haltung einer Königin, aber mit einem Unmuth im Herzen, den sie laut hinausschreien hätte mögen. Roderich hatte das ihm in den Schoß fallende Geld verschmäht! Ja, dann war sein Entschluß, sie aufzugeben, wohlüberlegt. Wenn sie das doch eine Stunde früher gewußt hätte — sie hätte sich eine Demüthigung erspart, an die sie nur mit ingrimmigem Zähneknirschen zurückdenken konnte.

Josefine zog sich zu gleicher Zeit nach den Küchenräumen im Erdgeschoß zurück. Auch wollte sie Roderich jetzt nicht begegnen. Sie hätte nicht gewußt, wie sie ihm entgegentreten sollte. Sie war ja im Begriff, von ihrem Haß — zu einer schamhaften Liebe zurückzukehren, schamhaft durch das Bewußtsein, ihn

nicht mehr verachten — aber auch weniger als je auf seine Erwiderung hoffen zu dürfen.

Tante Justine fuhr erschreckt auf, als Renée mit den unwirschen Worten an ihr Bett trat: „Steh' auf! In einer Stunde müssen wir dieses Haus geräumt haben. — Frage nicht, ich erkläre es Dir später, bis ich in der Laune dazu bin! Jetzt ziehen wir aus."

„Ja, aber — wohin denn?" jammerte die arme Kranke.

„Egal. Wenn's sein muß, wieder zurück in das Eulennest. Mag's mit uns einstürzen — es gilt mir gleich!"

Justine richtete sich händeringend im Bette auf, mit entsetzten Augen der Nichte folgend, die bleichen Gesichtes, häßliches Gift in den Blicken, im Zimmer umherfuhr, aus Kasten und Kisten, von Tisch und Stühlen die ihnen gehörigen Effekten zusammenraffend, als würfe sie bettelhaften Plunder auf einen Haufen.

„Mein Gott! Und Herr von Hünold? Hast Du mir nicht gestern angedeutet, daß er geneigt sei ...."

„Kein Wort davon!" rief Renée, nervös zu Boden stampfend, und hielt sich die Ohren zu.

„Heilige Barmherzigkeit! Was fangen wir jetzt an?"

„Das wird sich finden. Vor allem müssen wir von hier fort. Spute Dich! Ich will es.“

„Aber meine armen Glieder, mein Kopf . . . ich kann nicht gehen . . .“

„Du mußt! Und jetzt laß mich in Ruhe mit Deinem Gezeter. Das macht unsere Lage nicht freundlicher!“

Die arme, alte Jungfer wagte nichts mehr zu sagen. Sie kannte diesen resoluten, unerbittlichen Befehlston an ihrer Nichte nur zu wohl. Mühsam kroch sie aus dem Bette und kleidete sich an, ihre Thränen verschluckend und alle Kraft aufwendend, daß kein verrätherisches Schluchzen den Zorn Renées errege . . .

Zur Mittagsstunde, als die Damen de la Croix die Villa verließen, war Hünold in seinem Zimmer damit beschäftigt, — gleichfalls seine Koffer zu packen. Er gedachte das Haus am Abend zu verlassen, ohne Sang und Klang, wie ungefähr vor zehn Jahren, da er von Mutter und Bruder geflohen war. Der Gedanke an seine Kunst, an großes, herrliches Schaffen war es auch heute, was ihn mit stolzer Kraft erfüllte. Arbeit! Arbeit! hieß jetzt seine Losung.

Am Abend, im dämmerigen Salon des ersten Stockwerkes war es, wo er wieder mit Josefine zu-

sammentraf — um einen möglichst kurzen Abschied von ihr zu nehmen.

Die bleichen Gesichter, die sich da beim letzten Schein der in zerrissenen Regenwolken niedergehenden Sonne gegenüberstanden, waren von einer Trauer beschattet, die sie voreinander nicht zu verbergen brauchten, von der zu sprechen sich aber ein jedes scheute.

Sie fanden überhaupt keine fließenden Worte. Was hätten sie sich denn auch sagen sollen? Konnten sie von ihrer Zukunft sprechen, von der Hoffnung auf ein „glückliches Wiedersehen"? Und was wäre in ihrer Lage lächerlicher gewesen, als eine der landläufigen Phrasen, mit denen man sich beim Scheiden gegenseitig eines unverbrüchlichen Wohlwollens versichert!

Sie sahen zu Boden, als müßten sie von da die einzelnen Silben zu ihrer kargen Zwiesprache auflesen.

„Lebe wohl! Es bleibt also dabei. Mein erster, Schritt in Straßburg soll sein, Dich in den Besitz jenes Vermögens zu setzen, das Dir nach ganz natürlichen Gesetzen eher zukommt als mir."

Josefine nickte. Ein Dankeswort wollte ihr nicht auf die Lippen. Aber als er sich umwandte, um mit einem letzten Winken der Hand zur Thür zu schreiten, da zuckte sie zusammen und neigte sich zu ihm.

„Verzeihe mir!" flüsterte sie rasch, mit den

Fingerspitzen an seinen Arm tastend. „Verzeihe — ich habe Dir unrecht gethan . . . .“

„Laß das! Ich darf keinen Groll hegen. Ich bin weit tiefer in Deiner Schuld. — Ich bitte Dich, laß alles, alles vergessen sein. Leb' wohl!“

„Leb' wohl!“ ächzte sie. Ihr Seufzer sagte mehr als diese zwei kurzen Worte. Es war eine letzte, gehauchte Bitte, die die Hoffnungslosigkeit schon in sich trug.

Er winkte ihr zu, mit abgewandtem Blick, um ihrem flehenden Auge nicht mehr zu begegnen — und dann gingen sie auseinander.

* * *

Man war schon tief im Herbst. Der Regen überschwemmte das Land und wusch das morsche Gemäuer der Halbruine der de la Croix, der heulende Wind rüttelte daran, als ärgere er sich darüber, daß es die beiden Menschen da drinnen noch immer wagten, dem drohenden Schicksal dieses Gehöftes zu trotzen. Grau und zerzaust hing der Epheu an den rissigen Steinen des „Haupttraktes“ und des nicht mehr besteigbaren Thurmes, und dabei schien es, als ob es doch nur allein diese wuchernden Ranken wären, die das berstende Mauerwerk noch zusammenhielten.

Bis zu Neujahr hatten die Gläubiger der ver-

zweifelt flehenden Tante Justine noch Frist gegeben. Nach diesem Termin mußte die Schloßruine geräumt werden.

„Was dann? was dann?“ fragte die bedauernswerthe, ewig kränkelnde alte Dame tagtäglich mehrmals.

Renée gab darauf nie eine Antwort. Sie stand den größten Theil des Tages an dem unter jedem Windstoß klappernden Fenster und starrte mit unheimlich glühenden Augen in die Richtung, in welcher sie das Mansardendach der Gräfferschen Villa sehen konnte. Ja, das schmucke Haus führte noch immer diesen Namen, aber der Eigner hieß — Josefine Strubelski.

Seit einer Woche hatte die Waise, das einst mittellose, in jenem Hause nur geduldete Kind des verkommenen polnischen Komödianten die Gräffersche Erbschaft in aller Form angetreten. Renée erbleichte, so oft sie den Namen „dieser Person“ hörte, und doch lauschte sie begierig auf jedes Wort, das ihr durch die Magd über Fräulein Strubelski zugetragen wurde; es war eine grausame Selbstzerfleischungssucht, mit der sie sich von allem unterrichten ließ, was „da drüben“ vorging. Sie kannte die Lebensweise „der Gnädigen“ bis in die kleinste Einzelheit; sie erfuhr es, wenn sie eine Kammerfrau entließ, wenn sie den Gutsverwaltern

eingreifende Anordnungen ertheilte oder nach der Stadt fuhr, um mit „ihrem Notar“ irgend eine geheimnißvolle Konferenz zu halten. Seit einigen Tagen ging das Gerücht, Josefine beabsichtige, das Haus und die Güter zu verkaufen und fortzuziehen, um sich in der „großen Welt“ Zerstreuungen zu verschaffen, die sie sich jetzt reichlich vergönnen durfte. — Renée hatte bei dieser Nachricht grell aufgelacht. Sie glaubte allenfalls errathen zu können, was Josefines nächstes Ziel sei. Die Zeitungen hatten ja berichtet, daß der hoffnungsvolle Künstler Roderich von Hünold sich nach längeren Wanderfahrten nach Sankt Petersburg begeben habe, einem Ruf von allerhöchster Seite gehorchend. . . .

Tante Justine, zu deren Eigenschaften keineswegs der Scharfsinn gehörte, fragte ihre Nichte wiederholt, was sie denn gegen Fräulein Strubelski habe, und wagte es, ihr Vorwürfe zu machen, daß sie diese Bekanntschaft abgebrochen habe.

„In unserer Lage dürfen wir keinen Vortheil versäumen, mein Kind.“ seufzte sie. „Wer weiß, vielleicht brauchte es nur eines entgegenkommenden Schrittes von unserer Seite, um Fräulein Strubelski an unsere früheren Beziehungen zu ihrem Hause zu erinnern.“

Da lächelte Renée mit versteckter Arglist. Und die Tante, muthiger gemacht, fuhr fort:

„Glaubst Du nicht, daß — ich einmal bei ihr Visite machen sollte? Sie könnte mir's doch kaum abschlagen, wenn ich . . .“

Renée unterbrach sie schroff. Die Armuth hatte die beiden Damen schon weit gebracht: sie hatten, unter sich wenigstens, die Dinge gleich beim deutlichsten Namen nennen gelernt.

„Daß Du Dich nicht unterstehst! Wenn wir von diesem Frauenzimmer Geld holen wollen, dann — gehe ich selbst hin.“

Die Tante verstummte. Sie nahm das für eine erbitterte Abwehr in verzweifelter Ironie.

Aber was half es, wenn sie sich alle Mühe gab, Renée eine Mahnung an ihre von Tag zu Tag unhaltbarer werdende Situation zu ersparen?

Eines Nachmittags kam ein Brief aus Straßburg für das ältere Fräulein de la Croix an. Justine erröthete über und über beim Anblick des Couverts, das am Kopf der Adresse eine gedruckte Firmainschrift trug. Renée kümmerte sich nicht um die seltsame Wirkung dieses Briefes auf die Tante; sie stand wieder an ihrem Fenster, die Stirn an die halbblinde Scheibe gepreßt, mit nervösen Fingern darauf trommelnd.

Lange fiel kein Wort zwischen den Damen. Justine hatte ihren Brief drei-, viermal gelesen, nach allen Seiten gefalzt und geglättet und dazwischen öfters gehüstelt, um die Aufmerksamkeit der Nichte auf sich zu lenken. Nach längerem Seufzen mußte sie sich denn dazu bequemen, selbst das erste Wort zur Einleitung einer delikaten Affaire hinzuwerfen.

Renée hörte nur halb hin. Während die Tante ein Langes und Breites von der Nothwendigkeit eines entscheidenden Entschlusses über ihre Zukunft vorbrachte und allmählich mit dem Geständniß herausrückte, sie habe bereits Schritte gethan — bei einem Institut, daß sich mit Vermittelungen befasse, und so weiter, dachte Renée an ganz etwas anderes: zum Beispiel, wie sie sich selbst die Villa da drüben eingerichtet hätte, wenn . . . oder ob sich der berühmte Maler Herr von Hünold am Petersburger Hofe nicht auch ohne die Erbschaft seines Bruders einer sehr angenehmen Stellung erfreue . . . Plötzlich schlug ein Wort an ihr Ohr, bei dem sie mit einem Ruck herumfuhr.

„Was? Er—zie—herin?"

„In Rußland? Gouvernante?" rief Renée brüsk. „Nicht für — ich weiß nicht was."

„Aber höre!" Justine war jetzt nahe daran, sich

ernstlich zu erzürnen. „Was denkst Du Dir denn eigentlich? Auf was willst Du denn noch warten?“

Und da Renée sich seltsamerweise ganz ruhig abkanzeln ließ, bekam die gute alte Jungfer immer mehr Muth. Mit sehr drastischen, aber keineswegs übertriebenen Farben schilderte sie ihr das Elend, an dessen Schwelle sie ständen. Irgend etwas müsse doch geschehen. Sie könnten doch nicht von Haus zu Haus betteln gehen oder mit den Händen im Schoß ruhig abwarten, bis die nackte Noth, der buchstäbliche Hunger an sie heranträte . . .

Da fuhr Renée plötzlich auf. „Nein, das werden wir nicht! Ich weiß noch etwas. Es ist ein Geschäft, so gut wie ein anderes.“

„Was denn?“

„Frage nicht, lasse mich in Ruhe! Du wirst schon sehen. Ich müßte mich sehr täuschen, wenn es nicht gelänge. Nein, bis zum Darben werde ich's nicht kommen lassen!“

Und damit war sie schon aus der Thür. Im Nebenzimmer eilte sie an den wurmstichigen Mahagonischreibtisch, schloß ein kleines Schubfach auf und nahm daraus zwei unscheinbare Blättchen Papier, die sie sorgsam zu sich steckte. Dann legte sie Hut und Mantel an und verließ die öde Behausung. — — —

Josefine Strubelski empfing sehr erstaunt die Meldung der Zofe.

„Lassen Sie die Dame in den Salon treten!"

Eine Minute später standen sich die beiden Rivalinnen gegenüber. Renée war totenbleich, aber ihre Stimme, mit der sie die Hausherrin begrüßte, klang nicht weniger kalt und gemessen als diejenige, die ihr erwiderte. Sie schlug den ihr angebotenen Sitz mit einer kurzen Gebärde aus.

„Kommen wir schnell zur Sache! Ich habe Ihnen einen Antrag zu machen."

„Ah! Ich bin begierig. Es handelt sich, wie es scheint, um ein Geschäft?"

„Nun ja — Sie können es immerhin so nennen. Vorerst erlauben Sie mir, einen unerläßlichen Punkt zu berühren. Sie haben mir einmal — in einer Stunde der Erregung — gestanden, daß Sie Herrn von Hünold lieben."

Josefine biß sich in die Lippe und wollte mit glühendem Gesicht eine Erörterung abschneiden, die peinlich zu werden drohte. Renée ließ sie nicht zu Worte kommen.

„Ich bin ganz bei der Sache. Hören Sie mich nur zu Ende! — Ich nehme an, Sie tragen sich mit der Hoffnung, ihn noch zu erobern. Für diesen Fall

würde es Ihnen wohl willkommen sein, in den Besitz von — zwei Schriftstücken zu kommen, die — in fremden Händen . . . mein Gott, man weiß nicht, wohin solche Dinge oft gerathen! — von Schriften, sage ich, die von — anderen Leuten irgendwie — mißdeutet werden könnten, sobald . . . Kurz, es handelt sich um zwei Briefe, deren Mißbrauch wohl geeignet wäre, ein — Gattenglück zu stören."

Renée atmete mit bebenden Nasenflügeln und mußte abbrechen, um ihre unbewegliche Haltung nicht zu verlieren. Der funkelnde Blick Josefines sagte ihr schon, daß sie vollständig verstanden worden sei, und das verächtliche Lächeln auf den Lippen ihres Gegenübers jagte ihr das Blut durch die Adern.

„Ich begreife," sagte Josefine langsam; „Sie bieten mir die Briefe von Hünolds Hand zum Kauf an?"

Renée nickte, schon wieder im Vollbesitz ihrer Ruhe. Es war überhaupt nicht die Scheu vor dem Mittel gewesen, was sie bisher von diesem Schritt abgehalten hatte, sondern nur die Scheu vor der Demüthigung, der sie sich bei der Anwendung jenes Mittels nothwendigerweise aussetzte. Jetzt, wo der erste, schwierigste Anlauf überwunden war, fand sie ihre alte Gelassenheit wieder. Sie war eben eine — starke Natur, wie sie sich nicht umsonst gerühmt hatte.

„Zeigen Sie mir diese Briefe!“ sagte Josefine nach kurzem Ueberlegen.

„Ich werde sie Ihnen vorlesen. Ich gebe sie nur — der Käuferin in die Hand.“

Josefine lächelte wieder voll Verachtung, dann nahm sie Platz und deutete durch eine Geste an, daß sie bereit sei, zu hören. Renée las mit gleichgültiger Stimme, als hielte sie ganz fremde Akten in den Händen. — Es waren die beiden kurzen Briefe Roderichs, die er an einem Tage, am Morgen und am Abend vor Gilberts Tod, an die Geliebte geschrieben hatte, flüchtig, von einer an Wahnsinn grenzenden Leidenschaft umnebelt, die ihn seine Worte nicht hatte wählen lassen. Im ersten Schreiben sprach er von einem Gedanken, der endlich zur That werden müsse, ein Zögern könne keine Schonung für Gilbert bedeuten, und im zweiten Briefe hatte er die Sätze von einer gemeinsamen Schuld und einem Nichtmehrzurückkönnen selbst unterstrichen.

Josefine erinnerte sich mit Grauen an ihren ersten Verdacht. Es lag ihr schon die schwere Frage auf der Zunge, ob Renée selbst an eine — Blutschuld des Unglücklichen glaube, aber sie bezwang sich; sie hätte ja kaum die Wahrheit erfahren, und überdies widerstrebte es ihr, mit diesem Mädchen auf einem

intimeren Fuße zu verhandeln, das den Mann, den doch eine rasende Liebe verblendet hatte, jetzt aus den denkbar niedrigsten Beweggründen verrieth.

„Eigentlich — beweisen diese Zeilen aber noch nichts, was eine — eine Anklage im schwereren Sinne des Wortes rechtfertigen würde.“

„Ich sprach auch nur von möglichen — Mißdeutungen,“ entgegnete Renée gleichmüthig. „Ich selbst enthalte mich jedes Urtheils — ich habe keine Meinung über die näheren Umstände des gewissen — Vorfalles, bei welchem ja Hünold keinen weiteren Zeugen hatte. Aber Sie, mein Fräulein, ließen damals ein böses Wort fallen — ich glaube, es lautete: Brudermord. . . . O, protestieren Sie nicht! Das haben Sie wirklich gesagt. Aber ich frage jetzt nicht, ob Sie daran glauben, ebensowenig darnach, was für einen Gebrauch Sie von diesen Briefen machen — ob Sie sie Roderich schenken oder ihn damit vielleicht von Ihnen — abhängig machen wollen. Ich biete sie Ihnen einfach an — sonst nichts weiter.“

„Nun gut. In erster Linie möchte ich die Papiere nur deshalb an mich bringen, um sie in — Ihren Händen vor einem Mißbrauch zu bewahren,“ entgegnete Josefine empört. „Machen wir ein Ende! — Was verlangen Sie dafür?“

Renée nannte eine Summe, die Josefine zu einer entrüsteten Gebärde veranlaßte.

„Sie verstehen sich sehr gut auf — lukrative Geschäfte, Mademoiselle“

Die Französin zuckte die Achseln. Sie hätte ihre bedrängte Lage zur Entschuldigung anführen können, aber ein wilder Trotz verschloß ihr den Mund. Sie zog vor, sich lieber als kalt berechnende Egoistin, denn als bedürftige Bettlerin verachten zu lassen. Mit zusammengebissenen Zähnen stand sie da und ließ den Blick unendlichen Abscheues über sich ergehen, mit dem sie von der Gegnerin vom Scheitel bis zu den Fußspitzen gemessen wurde.

Endlich wandte sich Josefine ab, trat an ihren Sekretär und beschrieb ein Papierblatt, das sie aus einem Checkbüchlein riß.

„Da! Der Bankier in Straßburg wird Ihnen diese Anweisung honoriren. — Nun geben Sie mir — Ihre Waare! Der Handel ist geschlossen.“

Während sie die beiden Briefe in das Schreibpult schloß, überlas Renée den Check und steckte ihn dann zu sich. Josefine stellte sich vor sie hin, die Hände auf den Rücken haltend, als wolle sie jeder möglichen Berührung dadurch ausweichen.

„Ich hoffe, das war unser letztes Zusammen-

treffen, Mademoiselle! Ich nahm Ihren — Dienst an, wie der Feldherr den eines feindlichen Spions, dessen Verrath man stillschweigend acceptirt und bezahlt. Der Verräther weiß aber dabei wohl, daß man ihn tiefinnerlich verachtet und nach gethaner Arbeit so rasch als möglich von sich abschüttelt."

Das waren Peitschenhiebe, die Rache, mit der es sich Josefine nicht versagen konnte, einen Theil des unaussprechlichen Leides heimzuzahlen, das ihr diese Kokette zugefügt hatte.

Renée zog sich stumm zurück, sie wollte nicht einmal durch einen stärkeren Athemzug verrathen, wie brennend sie diese Demüthigung traf. Aber in den Blicken, mit denen sie sich von einander verabschiedeten, leuchtete der ganze Haß, wie er so tödtlich, so unversöhnlich vielleicht nur zwischen zwei Frauen bestehen kann, von denen sich die eine durch einen ihr versagten Liebeserfolg, die andere durch moralisches Uebergewicht besiegt sieht. . . .

Länger als eine Stunde, nachdem Renée gegangen war, saß Josefine am Schreibtisch, den Kopf in der Hand, das Auge starr auf die beiden Briefe vor sich gerichtet. Tausendmal sagte sie sich: „Es ist kein Beweis," und hinterher flüsterte ihr immer wieder ihr Pessimismus zu: „Warum nicht? Entweder hat

ihn das später erwachende Gewissen — oder meine Drohung davon abgehalten, Renée zu nehmen, und er spielte nur den Schuldlosen, den über seinen Fehltritt Reumüthigen, um mir — zu entrinnen. . ."

Als sie endlich aufstand, vernichtete sie die Briefe nicht, wie es anfangs ihre Absicht gewesen war, sondern verschloß sie mit Sorgfalt in ihrem Pult.

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Klopfer, Carl Ed.

Bruder Roderich Roman in 2 Bänden von Carl Ed. Klopfer

Bd.: 1

1895

P.o.germ. 1768 x-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11674619-6